

**ZIVILCOURAGE  
UND WIDERSTAND.  
AUSSTELLUNG  
ZUM 100. GEBURTSTAG  
VON  
PFARRER HEINZ WELKE**



## **„Was ihr getan habt ...“** **Zivilcourage und Widerstand eines Pfarrers**

Matthäus-Evangelium Kap. 25, Vers 40:

„Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern,  
das habt ihr mir getan“

Erinnerung und Würdigung anlässlich des 100. Geburtstages von Pfar-  
rer Heinz Welke  
(1911-1977)

In einer Arbeitsgruppe für die Ausstellung „Zivilcourage und Wider-  
stand“ zum 100. Geburtstag von Heinz Welke in der Katharinen-Kirche  
im Jahr 2011 wurden Beiträge zusammengestellt, die das Leben, wie  
die Hilfe und Rettung eines Pfarrers bezeugen. Nachdem dieser Kata-  
log nicht mehr erhältlich ist, werden die Beiträge zu seinem Leben und  
Wirken in dieser Online-Version erneut publiziert. Sein Widerstand in  
den Jahren des nationalsozialistischen Regimes 1933-1945 ist beispiel-  
gebend.

# Inhalt

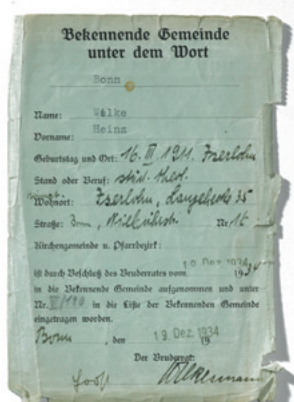
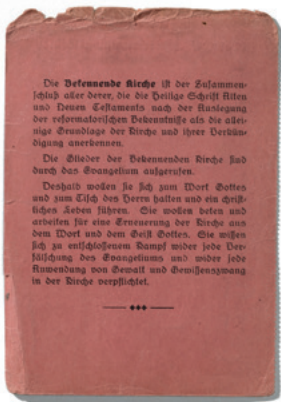
<b>Lebensdaten Pfarrer Heinz Welke (1911-1977)</b>	<b>4</b>
Petra Bonavita	
<b>Brief an Ernst Klee (ca. 1989)</b>	
Dr. Annemarie Welke	<b>18</b>
<b>Das „Bockenheimer Netzwerk“ und Rettungen</b>	<b>20</b>
Petra Bonavita	
Die Helfer um Pfarrer Heinz Welke und Dr. Fritz und Margarete Kahl	21
Beginn der Rettungen	23
Flucht in die Schweiz	24
Zyankali im Dutt	32
„Wenn Menschlichkeit über Angst triumphiert“	36
„Nur der brennende Hass hielt einen aufrecht“	43
In Erinnerung an Pfarrer Heinz Welke	
Prof. Dr. Reiner Wiehl	55
Erinnerungen 1939-1949 von Erica Ludolph	58
Auszug aus der Rede zur „Achtung der Menschenrechte“ von Dr. Annemarie Welke	61
<b>... und hätte der Liebe nicht</b>	<b>66</b>
Erinnerungen an meinen Vater Heinz Welke Dieter Welke	
<b>Schweigen in böser Zeit – ein Versuch</b>	<b>87</b>
Dieter Maier	
Identitäten	
Angst	
Scham	
Der Wert des Lebens	
Danach	

<b>Anhang:</b>	<b>98</b>
Das „Bockenheimer Netzwerk“	98
Tafel 1: Zivilcourage und Widerstand eines Pfarrers	99
Tafel 2: Vikariat und Widerstand	100
Tafel 3: Freunde und Retter in der Schweiz	101
Tafel 4: Bockenheimer Netzwerk	102
Tafel 5/6: Rettung in die Schweiz: Robert Eisenstädt und Eva Müller	103
Tafel 7/8: Flucht mit Zyankali im Dutt	104
Tafel 9/10: „ ... wenn Menschlichkeit über Angst triumphiert“	105
Tafel 11/12: „Nur der brennende Hass hielt einen aufrecht ...“	106
Tafel 13: Nach dem Kriegsende 1945	107
 Martin Niemöller:	 109
Ein Geretteter:	109
Prof. Dr. Reiner Wiehl zu dem Ehepaar Welke:	109
 Bildnachweise:	 109

Petra Bonavita

# Lebensdaten Pfarrer Heinz Welke (1911-1977)

Fingerhutarbeiter, Fabrikarbeiter, Tagelöhner, Schleifer: Das sind die Berufe der Groß- und Urgroßväter von Heinz Welke, der 1911 in Iserlohn zur Welt kommt. Er entstammt einer sozialdemokratisch orientierten Familie, die stark mit der Arbeiterbewegung verknüpft ist. Die Mutter ist eine fromme Frau, entfernt verwandt mit dem Gründer der christlichen Gewerkschaften.



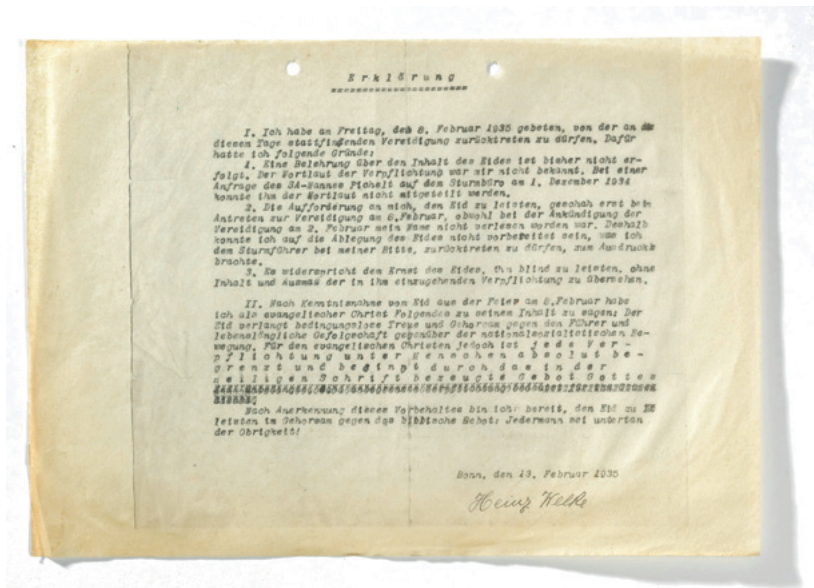
Mitgliedsausweis der Bekennenden Kirche für Heinz Welke 1934

Während der Weltwirtschaftskrise in den zwanziger Jahren wird der Vater arbeitslos, und der siebzehnjährige Heinz verlässt 1928 die Schule und beginnt eine kaufmännische Lehre. Er gehört zur Kirchengemeinde von Pfarrer van Randenborgh in Iserlohn. Nach der Konfirmation darf er im Kindergottesdienst kleine Gruppen unterrichten, später schließen sich Bibelkreise an, in denen er als Obmann wirkt. Das Ehepaar Elisabeth und Gottfried van Randenborgh fördert den beruflichen Werdegang Welkes und als erstes den Abschluss seiner gymnasialen Reife. Sie sind aufgeklärte Protestanten und wenden sich nach 1933 der „Bekennenden Kirche“ (BK) zu. Elisabeth van Randenborgh ist als Autorin einer ganzen Reihe literarischer Werke mit christlicher Ausrichtung bekannt.

1932 beginnt Welke sein Theologiestudium in Münster und wechselt zum Wintersemester 1933/34 für ein Jahr an die Universität Zürich. Im Herbst 1934 setzt er an der Universität Bonn seine Studien fort. Hier begegnet er zum ersten Mal dem Schweizer Theologen Karl Barth, dessen Seminare er nur für kurze Zeit besucht, denn Barth erhält wenige Monate später Lehrverbot durch die Nationalsozialisten. Am Ende dieses ersten Semesters in Bonn bekommt Welke die Aufforderung, den Eid auf „den Führer“ zu leisten. Er verweigert ihn. Es ist sein erstes überliefertes Zeichen von Widerstand. Welke trägt dazu vor: „Nach Kenntnisnahme vom Eid aus der Feier am 8. Februar habe ich als evangelischer Christ Folgendes zu seinem Inhalt zu sagen: Der Eid verlangt bedingungslose Treue und Gehorsam gegen den Führer und lebenslängliche Gefolgschaft gegenüber der nationalsozialistischen Bewegung. Für den evangelischen Christen jedoch ist jede Verpflichtung unter Menschen absolut begrenzt und bedingt durch das in der Heiligen Schrift bezeugte Gebot Gottes.“ Als Einziger tritt er aus den Reihen der zum Eid Angetretenen heraus, berichtet seine spätere Ehefrau Annemarie: „Die Folge war, dass er halbtot geprügelt wurde und man drohte, ihn aus einem Gebäude vom zweiten Stock herabzustürzen.“

Nach Welkes Weigerung bleibt ihm zum Abschluss seines Studiums nur der Weg über die kurz zuvor gegründete Theologische Schule Elberfeld (Wuppertal), als Institution der christlichen Gegenbewegung innerhalb der Bekennenden Kirche gegründete Hochschule, die kaum mehr als zwei Jahre von den Nationalsozialisten geduldet wird. In seinem ersten Semester in Bonn tritt er der Bekennenden Kirche bei. Ein Vorlesungsverzeichnis der wenigen von ihm dort besuchten Veranstaltungen





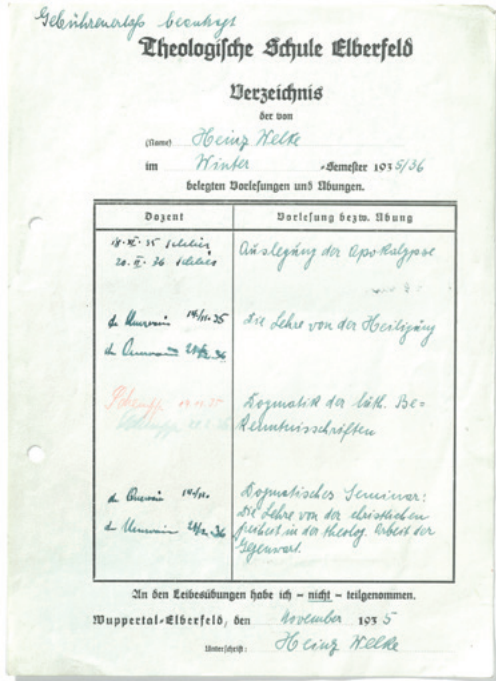
Text der Eidverweigerung 1935

zeichnet den eingeschlagenen Weg vor. Er besucht Seminare von Schlier (Dozent in Elberfeld), Vischer und de Quervain (schweizerische Pfarrer) und Schempp (kirchlich-theologische „Sozietät“ in Baden-Württemberg). Vischer, de Quervain und Schempp gehören zu jenen Pfarrern und Theologen, die sich in den vierziger Jahren entschließen werden, Menschen vor der Verfolgung zu schützen.

Welke wird vom Landesbruderrat der BK nach Hessen geschickt. Illegal verteilt er Flugblätter. In Erbswürste der Firma Knorr eingewickelt, kommen sie vom Verteiler aus Frankfurt aufs Land. Nach 1933 werden sie in einer Druckerei in Stuttgart hergestellt und über Pfarrer Lange (Frankfurter Matthäus-Gemeinde) verteilt. Nachdem die Druckerei durch die Nationalsozialisten geschlossen wird, kommen sie aus Berlin nach Hessen.

Noch während seiner Studienzeit wird Welke aufs Land in die kleinen Kirchengemeinden in Rheinhessen geschickt. Der Landesbruderrat der BK in Hessen-Nassau schreibt am 9.8.1935: „Der Landesbruderrat beauftragt Herrn stud.theol. Welke-Iserlohn, die Gemeinde Bechtheim aufzusuchen und der Gemeinde die Grüße des Landesbruderrats zu überbringen. Es ist seine besondere Aufgabe, über den Stand der Ver-





Theologische Schule Elberfeld,  
Verzeichnis der Kurse im Winter-  
semester 1935/36



Erbwurst der Fa. Knorr und darin verstecktes Flugblatt mit  
Vorder- und Rückseite

hältnisse in Bechtheim dem Landesbruderrat verantwortlich zu berichten und die Gemeindeglieder zu stärken in dem schweren Kampf, der ihnen verordnet ist. Anweisung betreffs geistlicher Betreuung besonderer Art und bestimmter seelsorgerischer Maßnahmen erteilt der Kirchenvorstand in Gemeinschaft mit dem Ortsbruderrat. Der Landesbruderrat i.V. lic. Fricke“.

Pfarrer Otto Fricke ist ein Freund von Fritz und Margarete Kahl, die später zusammen mit Welke, im Bockenheimer Netzwerk verfolgte Juden schützen und retten. (siehe dazu weiter unten den Beitrag über das

1188

*mit Anhang  
nach der Bekk  
im Hinblick  
für die Bekk. LBR.*

am 30. September 36

An den Westf. Bruderrat  
z.H. von Herrn Pastor Lücking  
DORTMUND

Betr. Tätigkeit des cand. theol. Welke in der Gemeinde zu Westhofen

Der Kandidat Welke befindet sich seit dem 16. Mai 1936 in der Gemeinde zu Westhofen/Rha. und hat dort gemäß dem Auftrag des Landesbruderrats der Nassau-hessischen Kirche die Bekennende Gemeinde als Vikar betreut. Die Verhältnisse in der Gemeinde W. waren ausserordentlich schwierige. Die Pfarrstelle war durch den LVA gegen den Willen des LBR und der Bekennenden Gemeinde mit einem Geistlichen neutraler Haltung besetzt worden. Die Aufgabe Welkes bestand darin, die Bek. Gemeinde zusammen zu halten, um eine Neubesetzung der Pfarrstelle durch die BK zu ermöglichen. Kandidat Welke hat diese Aufgabe in besonders anerkennenswerter Weise erfüllt. Er hat die Gemeinde in der Erkenntnis der Wesensfrage der Kirche ausserordentlich gefördert und sowohl in der Leitung des Gemeindebruderrats als auch in der Seelsorge- und Predigt-tätigkeit sich die vollste Anerkennung des LBR erworben. Es ist ihm gelungen, fast die ganze Gemeinde für die BK zu erwecken und allen ausserordentlichen Schwierigkeiten zum Trotz der Bek. Gemeinde das Gotteshaus zu erkämpfen. Dabei hat er sich auch in der Führung aller sonstigen Gemeindegeschäfte ganz besonders bewährt.

Schreiben vom 30. September 1936 an den Westf. Bruderrat, z.Hd. von Herrn Pastor Lücking, Dortmund. Betr. Tätigkeit des cand. theol. Welke in der Gemeinde zu Westhofen



Vikar Welke vor der Notkirche in der Kuhwaldsiedlung in Frankfurt am Main

Bockenheimer Netzwerk) Im Gegensatz zu den Kahls hegt Fricke anfänglich Sympathien für die nationalsozialistische Politik. Sie halten sich bei dem Pfarrer bis zum 10. Mai 1933, dem Tag der „Bücherverbrennung“. An diesem Abend begleitet er als Studentenfarrer der Frankfurter Universität den Ochsenkarren zum Römerberg, der die von den nationalsozialistischen Studenten aus den Regalen geholte Literatur enthält, die verbrannt werden soll und von der er glaubt, dass es nur „Schundliteratur“ sei. Das ist jedenfalls seine spätere Rechtfertigung für seine Teilnahme. Er hat sich von dem nationalsozialistischen Hochschulstudentenführer der Goethe-Universität, Georg-Wilhelm Müller, einspannen lassen. Als dann die Namen der Schriftsteller aufgerufen und deren Bücher den Flammen übergeben werden, ist es zu spät, um den Platz zu verlassen.

Bereits mit der Barmer-Erklärung 1934 und der Unterzeichnung der „Protestschrift der Deutschen Evangelischen Kirche an Reichskanzler Hitler“ vom 28. Mai 1936 wird Fricke's Bruch mit dem Regime öffentlich. Nun tritt er mit Vehemenz gegen den nationalsozialistischen Führungsanspruch in Glaubensfragen an. Nach seiner Entlassung als Studentenfarrer der Goethe-Universität wird er Mitglied in der Beken-

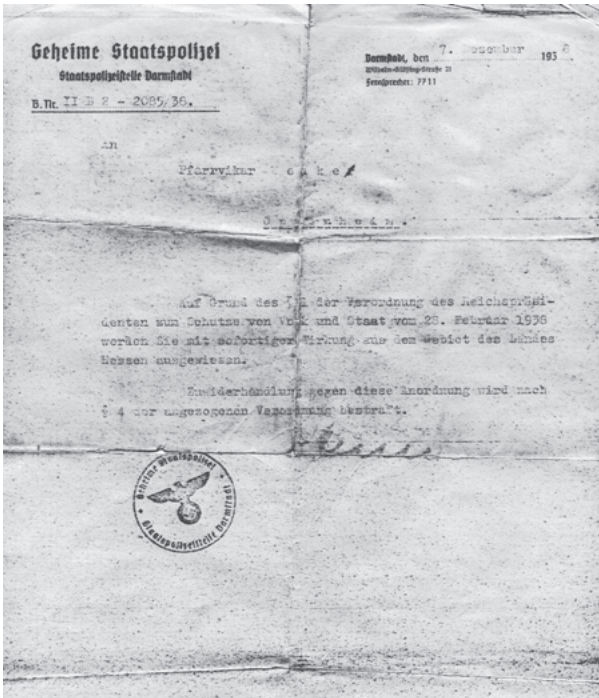
nenden Kirche. Seine Dreifaltigkeitsgemeinde in der Kuhwaldsiedlung in Frankfurt hält ihm auch in schwierigen Zeiten die Treue.

Welke wird 1936 vom Pfarrernotbund der BK genau an diese Kirchengemeinde geschickt, in der jetzt Fricke Pfarrer ist. Von Beginn an wollen die Frankfurter Nationalsozialisten den Einfluss dieser Pfarrgemeinde und seiner Pfarrer als Hort der BK zurückdrängen und zerschlagen. Die Dreifaltigkeitskirche wird vom Gauleiter mehrmals geschlossen. Pfarrer Fricke kommt im Jahre 1937 für zehn Wochen in Haft, und sein Vikar Welke wird zeitgleich aus Frankfurt ausgewiesen. In der Gemeindechronik ist vermerkt: „Auch Vikar Welke zog sich durch seinen unerschrockenen Einsatz den Zorn der Machthaber zu. Man nahm ihm seine Haltung deshalb besonders übel, weil er selbst einer Parteigliederung angehört hatte. Gauleiter Sprenger wies ihn aus dem Stadtgebiet von Frankfurt aus. Widerstand wäre sinnlos gewesen, er hätte den Kopf kosten können.“

Welke geht nach Offenbach und arbeitet ein Jahr als Vikar an der Friedensgemeinde bei Pfarrer Matthäus. Wie für alle Vikare der BK ist auch für Welke dieser Einsatz illegal. Das bescheidene Gehalt für die Vikare wird in den Kollekten gesammelt, wenn es nicht die Gestapo konfisziert. Sie stehen bei ihrer Arbeit immer mit einem Fuß im Gefängnis. Für viele von ihnen führt eine Verhaftung in das KZ Dachau. Sie erhalten keine Pfarrstelle und keine Wohnung.

Während der „Kristallnacht“ 1938 ist Welke als Vikar in Oppenheim/Rheinhausen eingesetzt. Als es Feueralarm gibt, weiß er sofort: „Die hiesige Synagoge wird brennen.“ Die wenigen noch in Oppenheim lebenden Juden werden verprügelt und ihre Wohnungen zerstört. Auch die Gestapo Darmstadt behält Welkes Engagement im Visier. Am 7. Dezember 1938 kommt der Brief ins Haus, mit dem er aus Hessen ausgewiesen und zur Fahndung ausgeschrieben wird. Er flüchtet nach Kassel, um kurze Zeit darauf illegal nach Frankfurt zurückzukehren. Zur Tarnung mietet er in Frankfurt-Bockenheim bei der Frau eines SS-Mannes ein Zimmer. Eines Abends betrinkt er sich und überklebt das Hitlerbild an der Wand. Daraufhin zeigt ihn die Wirtin an, und Welke wird von der Gestapo verhaftet. „Das muss bei Kriegsbeginn 1939 gewesen sein“, erinnert sich seine Schwägerin, Dr. Johanna Thäter. Der Winzer Georg Illian aus Bechtheim (Rheinhausen), ein altes Parteimitglied, den er





Ausweisung von Vikar Welke aus Hessen  
Absender: Geheime Staatspolizei – Staatspolizeistelle Darmstadt, Darmstadt, den 7. Dezember 1938 an Pfarrvikar Welke in Oppenheim:  
Auf Grund des § 1 der Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutze von Volk und Staat vom 28. Februar 1938 werden Sie mit sofortiger Wirkung aus dem Gebiet des Landes Hessen verwiesen. Zuwiderhandlung gegen diese Anordnung wird nach § 4 der angezogenen Verordnung bestraft.



Welke (rechts) in Zürich 1934



Die Schweizer Lehrerin Luise Wetter,  
Helferin bei der Flucht von Eisenstädt



Welke (links) in der „Pension Sursum“  
in Davos, ca. 1939



Die Familie von Freund Emil Leuenberger (links) und Welke (rechts)  
1940 in der Schweiz

1936 als Vikar bei seinen Landeinsätzen kennen lernte, setzt sich für ihn ein, fährt eigens nach Berlin und erreicht, dass Welke freikommt.

Schwerkrank mit einer Knochentuberkulose aus der Haft geholt muss er ärztlich versorgt werden. Im nationalsozialistischen Reich ist es für



einen Verfolgten nicht ratsam, einen Klinik- oder Kuraufenthalt zu beantragen. Noch einmal hilft ihm das Ehepaar van Randenborgh aus Iserlohn, das ihn bereits bei der Entscheidung zum Theologiestudium beraten hatte. Sie leihen ihm 2000,- Reichsmark, und er kann damit seine Knochentuberkulose in der „Pension Sursum“ auskurieren, einem damals in Davos betriebenen „Evangelischen Heim für Erholungs- und Kurbedürftige“.

In den Monaten nach der Kur des Jahres 1940 sucht er Menschen auf, mit denen er später die Rettungen verfolgter Frankfurter in die Wege leitet und die sich anschließend um die Betreuung der Geretteten in der Schweiz kümmern werden. Er freundet sich mit Luise Wetter, einer Schweizer Lehrerin an, die sich 1943 um das verfolgte und geflüchtete Paar Robert Eisenstädt und Eva Müller kümmern wird. Er nimmt Kontakt zum „Schweizerischen evangelischen Hilfswerks für die bekennende Kirche in Deutschland“ auf. Pfarrer Adolf Freudenberg und seine Ehefrau Elsa in Genf sind alte Freunde der Kahls aus Frankfurt. Freudenberg ist seinerzeit zuständig für die Betreuung der Flüchtlinge aus Deutschland. Welke lernt auch die in der Schweiz als „Flüchtlingsmutter“ bekannte Gertrud Kurz-Hohl kennen. Mit diesen Helfern in der im Krieg neutralen Schweiz werden künftige Rettungsaktionen bis in die kleinsten Einzelheiten geplant.

Aber noch kann sich Welke nicht zu konkreten Handlungen durchringen. Er sichert sich seinen weiteren Lebensunterhalt in Davos durch ein kleines Einkommen in der dortigen Gemeinde einer englischen Kirche. Als politisch Verfolgter könnte er Asyl beantragen, aber nach reiflichen Überlegungen zieht es ihn zurück nach Deutschland. Ende 1940 meldet er sich bei der Frankfurter Dreifaltigkeitsgemeinde und wird als Vikar wieder aufgenommen. Die Gestapo scheint seinen Aufenthalt zu dulden. Gemeindeglieder warnen ihn, wenn sie auf den Kirchenbänken Gestapo-Beamte erkennen, und Welke hält sich in seinen Predigten entsprechend bedeckt. Auf die Frage der französischen Historikerin Hélène Roussel kurz vor Welkes Tod im Jahre 1977, warum er denn aus der sicheren Schweiz zurückgekehrt sei, antwortet er: „Wie hätte ich denn sonst gegen den Hitler und die Nazis kämpfen können?“

In Frankfurt nimmt Welke den Kontakt zu dem Arzt Dr. Kahl und seiner Ehefrau Margarete wieder auf. Die Drei sind die Anlaufstelle des

Bockenheimer Netzwerks zur Rettung von Juden. Was diese drei Menschen genau tun, weiß bestenfalls noch Pfarrer Fricke, es sind aber das Ehepaar Kahl und Welke, die sich am weitesten vorwagen. Sie organisieren bis ins Detail die Fluchtwege und besorgen Verstecke, sie sind die Handelnden. Dabei versuchen sie kein Risiko einzugehen und fällen die letztendlichen Entscheidungen nach der Devise: So wenige Mitwisser wie möglich!



Das Ehepaar Dr. Fritz und Margarete Kahl im Jahr 1925

Nachdem Fricke als Pfarrer zur Wehrmacht einberufen wird, gibt Welke Konfirmandenunterricht, leitet einen kleinen Flötenkurs, betreut kranke und alte Gemeindemitglieder, wird Retter und Helfer all der Verfolgten, die sich ihm als Pfarrer anvertrauen. Er ist jetzt offiziell Pfarrverweser und wird illegaler Studentenpfarrer der BK. Dabei lernt er auch seine spätere Ehefrau Annemarie Schwander kennen, deren Mutter wiederum mit der Schwester Niemöllers, Mathilde Kredel, befreundet ist.

Eine weitere Aktion Welkes ist überliefert, die er als Studentenfarrer anleitet. Nächtens geht er mit einigen Studenten zum Haus des Gauleiters Jakob Sprenger und schreibt an seine Tür: „Jesaja, Kap. 17 Vers 4.“ Es ist nicht mehr als der Hinweis auf diese Stelle aus dem Alten Testament, die bibelfeste Gläubige aber zu deuten wissen. Denn da steht geschrieben: „Zu der Zeit wird die Herrlichkeit Jakobs dünn sein, und sein fetter Leib wird mager sein“, - eine Anspielung auf den Vornamen des Nazi-Gauleiters und seine Statur. Aus heutiger Sicht erinnert das an einen Studentenuk; damals war es lebensbedrohlich, das Ende des „Tausendjährigen Reichs“ zum Thema zu machen.

Heute betrachtet man die Aktionen Welkes und seiner Mitstreiter auch als eine Form des zivilen Widerstands. Angesichts der Ohnmacht und Wut darüber, sich öffentlich nicht äußern zu können, suchten sie einen Weg, dem barbarischen Hitler-Staat etwas entgegenzusetzen. Für die kleine Widerstandsgruppe bedeutet das, den bedrohten Menschen in ihrer Nachbarschaft praktisch zu helfen. Die Methoden des Bockenheimer Netzwerks wie Flugschriften drucken, Pässe fälschen, Einbrüche begehen, um Dokumente für die Flucht der Verfolgten zu erlangen, ähneln den Aktivitäten politischer Widerstandszellen und gelten auch nach 1945 noch bei Vielen als „undeutsch“.

Heinz Welke gründet erst nach 1945 eine Familie. Aus Angst vor einer Sippenhaft hat er Annemarie schützen wollen und eine Heirat vorher nicht gewagt. Erst dann berichtet er auch ihr Einzelheiten seiner Rettungsaktionen. Heinz Welke erhält eine Pfarrstelle in Frankfurt-Nieder-



Privates Fotoalbum der Familie Welke



Der „große und seltene Ausflug“ in den Palmengarten  
Heinz Welke und Annemarie Schwander ca. 1942 (Privates Fotoalbum der Familie Welke)

rad. In der Paul-Gerhardt-Gemeinde wirkt er dreißig Jahre als Pfarrer. Ein Jahr nach seiner Pensionierung stirbt er am 20. November 1977 in Frankfurt am Main. Noch lange nach dem Ende der Nazi-Diktatur bekommen die Aktionen des Bockenheimer Netzwerks keine öffentliche Anerkennung.

Seine Frau Annemarie, die im Jahr 2004 stirbt, hätte bestimmt viel zu erzählen gehabt. Sie wird aber offenbar nicht mehr befragt. Bei der Verleihung der Johanna-Kirchner-Medaille im Jahre 1994 (eine Ehrung der Stadt Frankfurt) für ihr Engagement innerhalb der Bekennenden Kirche ist dazu nichts Näheres notiert. Dieter Welke, der Sohn, erinnert sich an vereinzelte Geschichten. Es gibt nur wenige schriftliche Zeugnisse. Meist schweigen auch die Geretteten nach 1945. Auf meine Frage an ihre Schwester Johanna Thäter, wie viele Rettungen Heinz Welke denn durchgeführt habe, antwortet sie knapp: „Viele, sehr viele.“

# Brief an Ernst Klee (ca. 1989) von Dr. Annemarie Welke

Anlass des Briefes war ein Fernsehbeitrag des Hessischen Rundfunks in Frankfurt zum Thema „Politischer Widerstand der Bekennenden Kirche“ am 15.9.1989. Der Ausschnitt bezieht sich auf ihren Ehemann Pfarrer Heinz Welke.

„Mein Mann, Heinz Welke (1911 geboren) war während des Nazi-Regimes von 1937 bis 1945 in der Kuhwaldgemeinde zunächst Vikar von Herrn Pfarrer Fricke und dann Pfarrverweser, später war er in der Paul-Gerhardt-Gemeinde bis zu seinem Tod (1977) tätig. Ich selbst habe meinen Mann als Studentenfarrer 1940/41 kennengelernt, nachdem er wegen eines durch Gefängnisbehandlung entstandenen Wirbelsäulenschadens in Davos lebte, später als Pfarrer dort in der anglikanischen Kirche tätig war. Aus Gewissensgründen kehrte er während der Kriegszeit wieder in seine alte Gemeinde zurück. Er selbst gehörte dem Pfarrernotbund an. Seine Tätigkeit als Verteiler der gesamten illegalen Bekenntnisschriften in Hessen hat ihn mehrmals in das Gefängnis gebracht, wo er gefoltert wurde. Er war nach einer kurzen Tätigkeit in Osthofen und Bechthelm (Rheinhausen) als Vikar von der GESTAPO aus Hessen ausgewiesen worden und lebte illegal in Frankfurt/M., wo

FRANKFURT, 25. November 1987, Nr. 273

**ÜBERSEL · STEINBACH · KRONBERG · KÖNIGSTEIN**

---

**Annemarie Welke aus Oberusel zog aus dem Faschismus ihre Lehren / Keine Scheu vor heißen Debatten**

**„Nicht auf die Katastrophe warten“**

**Farbe bekennen ist der Pädagogin wichtig / Von der SPD zu den Grünen**

**OBERUSEL.** Weder aktionspläne Demonstrationen noch heile Deutungen mit Anderenländern schaut Dr. Annemarie Welke, um ihre Maxime durchzusetzen. Eine Frau, die sich geschwehen hat sich selbst immer treu zu bleiben, und die aus dem Faschismus ihre Lehren zog. Die Angst, es könne zu spät für aktive Friedenspolitik sein, bezieht ihr schlaflose Nächte.

Diese Momente des Zweifels setzte sich ab mit einem schier unerschütterlichen Tatendrang in den verschiedenen Organisationen. Eine Frau, die nicht aufgibt und für die auch der kleinste Erfolg schon Grund zur Hoffnung ist, das ist die 55jährige Dr. Annemarie Welke. Mit viel Entschlossenheit setzte sie sich mit ihrem Mann, einem Pfarrer der Bekennenden Kirche

Das Leben an der Seite ihres Mannes war für sie selbstbewusste junge Mutter nicht immer leicht. Sprachkulturelle Herkunftsunterschiede von Jochen brachten ihn mehrmals ins Gefängnis. Dadurch war der Widerstandskämpfer physisch und psychisch angeschlagen. In grünen, dunklen Hüllen bekam er starke Angstzustände. Zum Leidwesen seiner Frau, die oft gemeinsame Theater-, Kino- und Konzertbesuche vorziehen musste. Häufige Sanatoriumsaufenthalte waren dafür dafür fast jenseit die Frau die Führung der Familie in die Hand nehmen musste. Das Verhalten ihres Mannes, der unter mehrfachen Einsätzen seines Lebens anderen Menschen half und sich unermüdet für die demokratischen Grundidee einsetzte, habe auch sie stark gemacht, erzählt sie.

Zum Sommersemester 1986 wurde die Pädagogin an das Oberuseler Gymnasium versetzt. Durch ihren ältesten Sohn, der sich in der Studentenbewegung engagiert, und durch zahlreiche Gespräche mit ihm über seine politischen Gründe wurde auch die Mutter immer mehr politisch interessiert an Demonstrationen. Der Vater begleitet sie zuweilen auch zu den Aktionen.

Auf Zusammenhalt legte Familie Welke viel Wert. Regelmäßiger Hausmarkt trug zur Gemeinschaft bei. Ein Spielplatz im Wohnzimmer, ausgestattet mit altem Papier und Andersen, stand noch heute im Haus.

Ein schwerer Schicksalsschlag veränderte Dr. Annemarie Welke sehr. Der jüngste Sohn erkrankte im Alter von drei Jahren an Hirnblutdrainage und Kinderlähmung mit höchstem Folgen. Wahrscheinlich ist diese Erkrankung der Grund, warum sich nicht besonders für die Schwachen einsetzte. Mehr Zeit als Pfadfinder war es immer, nach den Leistungsüberprüfungen eine Chance zu geben. „Er Einsatz für die

Reform des Gymnasiums zur Gesamtschule war für sie eine Selbstverständlichkeit. In Oberusel unterrichtete von Deutsch, Religion und Latein.

„Ich bin kein Mensch, der in seinem Kinnmerkeln auf die Katastrophen wartet. Ich bin jemand, der sein Blutmehr noch pflanzt“, zitiert sie Martin Luther Von der Kirche hat sie sich mittlerweile abgewandt. „Er sind die Gemeinden zu konservativ und vorangemessen.“ Sie kritisiert, dass nicht mehr eine Schlichtung darin zu finden seien.

Frau Dr. Welke ist ein sehr politischer Mensch. Geprägt vom Faschismus und Nationalismus und der Kontrolle und Mitbestimmung des Volkes in der Politik sehr wichtig. Sie sieht ihre Verantwortung über das Wählen hinaus im „Farbebekennen“ nach über vierzigjähriger SPD-Zugehörigkeit wechselte sie dieses Jahr zu den Grünen.

„Das Alter habe ich nicht unbedingt beachtet, allerdings gibt Dr. Welke zu. Ja, ich gehöre mit front und Haare als Waffe in die politische Auseinandersetzung.“ Sie hat keine Zweifel, ob sie die Aufgabe zu lösen, über die Herrschenden zu helfen, und ermutigt nicht selten an den Besuch von Bundeskanzler Helmut Kohl in Oberusel. Mit humanistisch bis progressiven Zertifikat, „steht ich die Lächer auf meiner Seite.“ Kreativ, so ihr Auffass, sollte Widerstand konstante sein, es komme zuweilen weniger zu den gewöhnlichen Erfolgen, als auf sofortiges Handeln an.

Mit ihrem unerschütterlichen Kampf für demokratische Grundrechte hat Dr. Welke schon nachteilig auf die Privatsphäre ausgewirkt. Sie ist wortlos wie „Ja, es ist bei, wenn man Gagner hat, wenn persönliche Kontakte schlicht und vorangemessen werden.“ Doch kann sie sich auf beständige Freunde, besonders aus dem Kreis ihrer ehemaligen Schulkollegen, verlassen.



Dr. Annemarie Welke, engagierte Kämpferin für Frieden und Demokratie. (FR-Bild: Da)

Im Umsetzen ihrer Ideen kennt die 55jährige kein Pardon. „Immer das Hill beste Forderung, die Kompromisse kann man von alleine.“

Seit ihrer Pensionierung vor fünf Jahren ist die Oberuselerin noch aktiver geworden. Neben ihrem Einsatz für Friedensinitiative und Partnerschaft für Erziehung und Wissenschaft, engagiert sie sich zunehmend auf dem Gebiet der Ausländerintegration. „Solange der Kopf noch funktioniert, werde ich weitermachen.“

ANDREA GODENSCHNEIDER

**Das FR-Porträt**

und aktiven Widerstandskämpfer im Dritten Reich, für die demokratischen Grundrechte ein. Heute ist sie als Mitglied in der Christlichen Friedensgemeinschaft aktiv und umhertouriert für Friedensinitiative Oberusel.

Während des Krieges besuchte sie mit Studium und Promotion an der Universität Frankfurt. Ihre Referendariat absolvierte sie am Schüler-Gymnasium Frankfurt. Die anschließenden acht Jahre widmete sie sich ihrem vier Söhnen, bis sie 1956 ihre Lehrtätigkeit wieder aufnahm. In Oberusel, wo sie mit ihrem Mann bei 1979 wohnte, engagierte sie sich stark für die Jugend- und Erwachsenenprojekte der Paul-Gerhardt-Gemeinde, in der Hans Welke angestellt war. 1971 zogen Welkes nach Oberusel.

Zeitungsartikel Frankfurter Rundschau „Nicht auf die Katastrophe warten“ vom 25. November 1987

er aber trotzdem in der Kuhwaldgemeinde unter ständiger Bespitzelung der GESTAPO tätig war. Seine wichtigste Aufgabe aber war die Betreuung von Frankfurter Juden, die er gemeinsam mit dem Arzt Dr. Kahl über die Schweizer Grenze brachte bzw. in Frankfurter Verstecken dem Zugriff der GESTAPO entzog. Noch 1945, vor der Befreiung durch die Amerikaner, versteckten beide gemeinsam in einer Höhle in Königstein Juden, die mein Mann mit Lebensmitteln versorgte. Einzelheiten können mündlich wiedergegeben werden.

Mein Mann hatte während dieser Zeit zahlreiche Verbindungen zu Juden, jüdischen Glaubens, (und) so genannte „Judenchristen“ in der Gemeinde (Frau Wiehl, Herr Kraushaar) versuchte er zu schützen, bis sie in das KZ gebracht wurden. Mich hat es immer tief empört, wenn mein Mann von einem Judentransport in Ffm. zurückkam und erzählte, dass er als einziger Pfarrer von Ffm. zugegen war und Zeuge von furchtbaren Misshandlungen wurde. Ich habe noch eine Tatsache verschwiegen, die für sie wichtig ist. Mein Mann studierte in Münster (Westfalen), dann in Bonn, wo er als Student der Theologie bei der Vereidigung auf Hitler als einziger aus den Reihen heraustrat und den Eid verweigerte (1933 oder 1934). Die Folge war, dass er halbtot geprügelt wurde und man drohte, ihn aus einem Gebäude vom 2. Stock herabzustürzen.



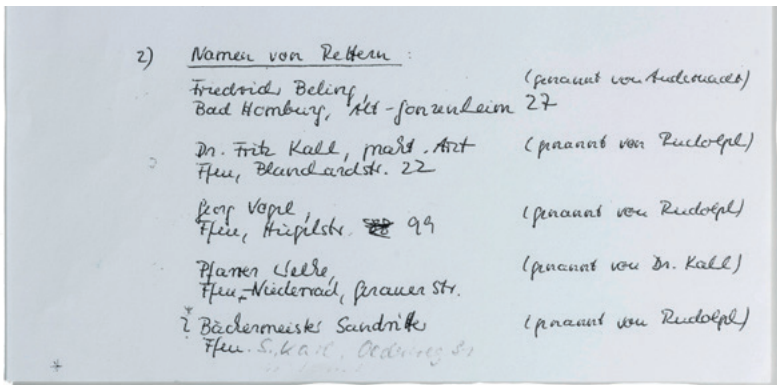
Petra Bonavita

# Das „Bockenheimer Netzwerk“ und Rettungen

Die Helfer um Pfarrer Heinz Welke und Dr. Fritz und Margarete Kahl

Die Aktivitäten des Bockenheimer Netzwerks sind nur in groben Zügen bekannt. Beteiligt waren zumeist Patienten von Dr. Kahl und Gemeindeglieder der Dreifaltigkeitskirche und deren Pfarrer, die sich der Bekennenden Kirche angeschlossen hatten. Ich habe diesem Netzwerk den Namen des Frankfurter Stadtteils Bockenheim vorangestellt, da die meisten der bekannten Netzwerker dort wohnten.

Einige wenige Namen sind durch den amerikanischen Politologen Manfred Wolfson bekannt geworden, der in den sechziger Jahren Dr. Kahl in seiner Praxis aufsuchte. In den USA hatte ihn eine ehemalige Patientin Kahls, Tuschi Müller, auf ihren Retter aufmerksam gemacht. Handschriftlich notierte Wolfson die Antworten Kahls, die in sein Forschungsprojekt zu den Motiven der Retter und Retterinnen einfließen sollten. In diesem ersten Gespräch berichtete Kahl von unzähligen Patienten, die er – wenn er sie denn gut kannte – um Lebensmittelkarten bitten konnte „für einen bestimmten Zweck“, nämlich einen versteckten Juden damit zu versorgen. Eingelöst wurden die Lebensmittelabschnitte bei dem Kaufmann Albert Pallentin aus der Appels-gasse in Bockenheim. Er wird zu den Helfern gerechnet und von Dr. Kahl benannt.



Rettungsliste des amerikanischen Politologen Dr. Manfred Wolfson der Frankfurter Retter aus dem Jahr 1964. Quelle: Gedenkstätte Deutscher Widerstand Berlin

- Hauptperson in Kette f. Rudke  
(Adresse durch Hartes Velbo)
- ⑤ \* Dorle Pfeiffer
  - ⑦ x ~~FF~~ Landgerichtspräsident a. D. Joh. Becker,  
Ffu, Kurhessenstr. 101
  - ⑧ x Paula Meisenzahl  
Ffu - West, Metzstr. 14<sup>III</sup>  
Rof einige Male nach London mit Schmuck für Juden
  - ⑨ \* Trude Lengler (geb. Leis)

- Herr Pallentin
- x Ffu - West, Appelpasse 4  
(Hatte jüdische Frau, ~~die~~ <sup>der</sup> Dr. Kall Lebensmittelhändler  
für versteckte Juden gab)

[ Türnisches Konsul Carot Fittermann ]

[ Schwarzes Konsul vollzog Scheinehen christl. Hallpiden  
mit Schwarzen Burgen ]

- x Dr. Gabriele Streckas (MdB, CDU <sup>Bundesvorstand</sup> / 2. Dist. Fernsehen  
Neggio / Lugano s. Biographie  
Half vielen Juden

Vertraut von Dr. Kall ging heimlich in d. Warschauer ghetto mehrmals  
als Kriegsreporter, ~~hatte~~ schmuggelte Lebensmittel hinein

FRANZ JOSEF SCHNEIDER, Schriftsteller  
Benzen bei Frankfurt  
Bischofsheimer Str. <sup>Erfinder des von  
Holländerin</sup>

Rettungsliste des amerikanischen Politologen Dr. Manfred Wolfson der Frankfurter Retter aus dem Jahr 1964. Quelle: Gedenkstätte Deutscher Widerstand Berlin

Es gab auch Kriminalbeamte, die vor den „lokalen Aktionen“ warnten. Damit waren Razzien und Vorladungen durch die Frankfurter Gestapo gemeint. Mit diesen Tipps konnten die verfolgten „jüdischen Mischepartner“ bei aufkommender Gefahr gewarnt werden und untertau-

chen. Nicht nur ein Tippgeber, sogar ein Retter war der Kriminalsekretär Wilhelm Gentemann. Er warnte vor Gestapo-Aktionen und übergab dem KZ-Flüchtling Robert Eisenstädt eine Pistole für die Flucht in die Schweiz.

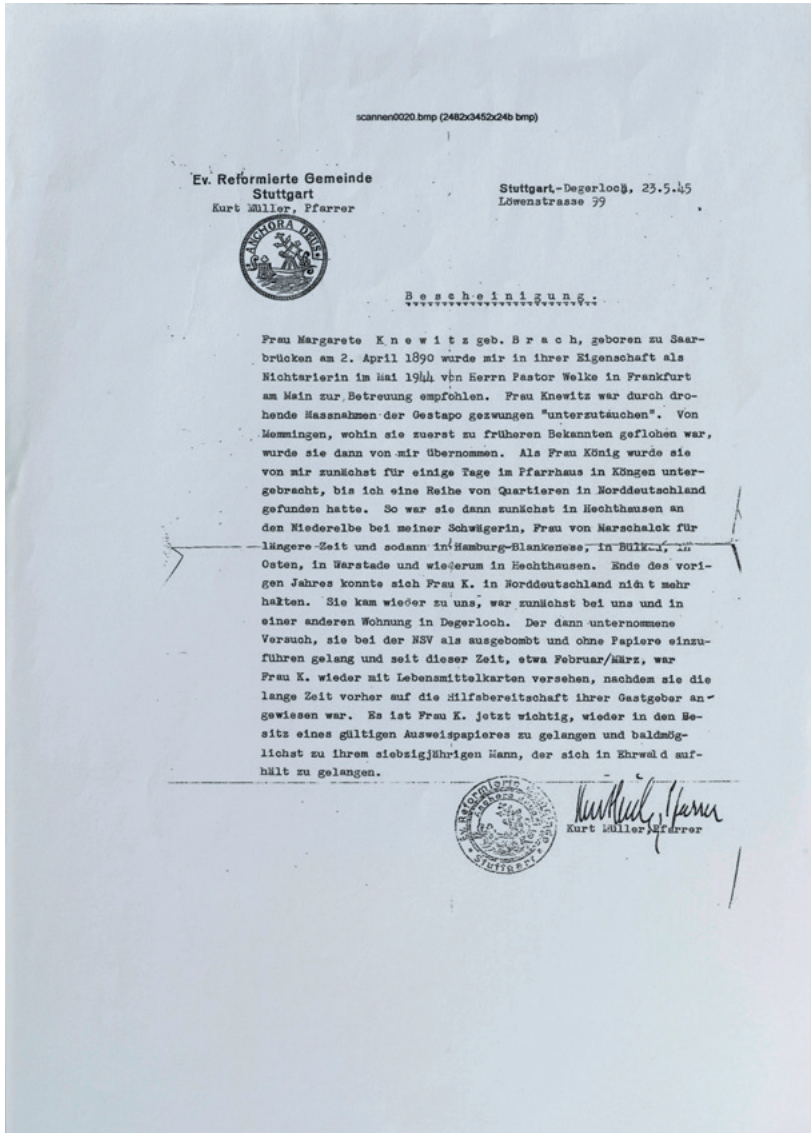
Ein Fälscher, vermutlich Mitarbeiter bei einer Frankfurter Zeitung, „frisierter“ Dokumente für die Flucht oder den Untergrund. Sein Name ist nicht überliefert.

Der Schlosser Karl Münch, Maat im Ersten Weltkrieg in Martin Niemöllers U-Boot-Besatzung, hatte sich an die Seite von Pfarrer Welke gestellt. Er ließ sich als Kurier einsetzen und verteilte illegal die Flugblätter der Bekennenden Kirche. Nachdem die Nazis seinen „Kaleu“ (Kapitänleutnant) Martin Niemöller ins Konzentrationslager steckten, bewegte Münch sich nicht mehr von Welkes Seite. Er besaß die „Dietriche“, um die Türen zu öffnen, damit Dr. Kahl einen Ausweis „besorgen“ konnte.

Als Welke Kontakte nach Stuttgart und in die Schweiz knüpfte, um Fluchtwege auszukundschaften, ging das nur durch Kuriere, denn Briefpost und Telefon wurden kontrolliert. Aus Stuttgart beispielsweise wird als „Hauptperson in der Kette der Fluchthelfer“ Dorle Pfeiffer genannt. Sie gehörte der evangelisch-reformierten Gemeinde von Pfarrer Kurt Müller an. Der Stuttgarter Pfarrer Müller fungierte gleichzeitig als einer der Ansprechpartner für verfolgte Berliner Juden, die sich, mit Hinweisen aus dem „Büro Grüber“ versorgt, gezielt an ihn wandten. Müller hat später auch Hilfesuchende des Bockenheimer Netzwerks „versorgt“, die ihm Pfarrer Welke „zur Betreuung“ anvertraute.

Auch die Krankenhausfürsorgerin Karoline Weber war eine Eingeweihte, und die Hausangestellte der Kahls, Paula Meisenzahl, flog einige Male mit Schmuck von Juden nach London, weil die Emigranten ihn persönlich nicht mitnehmen durften. Ein Angestellter im türkischen Konsulat, der jüdische Türke Cavit Fitaman, besorgte Gemüse und fand später in der Wolfson-Liste als Retter seinen Platz. Erwähnt werden weiter der Rechtsanwalt Johannes Becker und eine Trude Lengler, geb. Leis. Sie sind zwar als Helfende eingetragen, aber ihre konkrete Hilfstätigkeit war nicht mehr zu ermitteln. Häufiger trifft man auf den umgekehrten Fall: in den Berichten der Geretteten wurden die Wege in die Illegalität aufgezeichnet und die einzelnen Fluchtstationen, aber die Helfer bzw. Retter nicht mit Namen benannt.

Die wichtigsten Personen des Bockenheimer Netzwerks sind jedoch das Ehepaar Fritz und Margarete Kahl und Heinz Welke. Bei ihnen laufen die Fäden zusammen, sie planen die Fluchtwege und sprechen die einzelnen Netzwerker an.



Brief von Pfarrer Kurt Müller, Stuttgart, über die Flucht von Margarete Knewitz

## Beginn der Rettungen

Bereits im Jahre 1941 taucht der Name des Frankfurter Justizrates Dr. Carl Cahn in „einer Liste“ der zu rettenden Menschen auf, die Pfarrer Adolf Freudenberg in Genf als zu betreuende Personen zusammengestellt hatte. Die 22 Verfolgten aus Berlin auf dieser Liste wurden 1941 vom „Büro Grüber“ versorgt, und man versuchte mit Hilfe Freudenbergs, der als Sekretär für Flüchtlingshilfe beim Ökumenischen Rat der Kirchen arbeitete, ihnen über die Schweiz als Transitland Ausreisemöglichkeiten und Visa zu beschaffen.

Als im Oktober 1941 das NS-Regime den Weg ins Ausland für die noch im Deutschen Reich lebenden Juden per Gesetz versperrte und am 19. Oktober die erste Deportation aus Frankfurt unerwartet durchführte, saß Dr. Cahn, wie alle anderen Frankfurter jüdischen Bürger, in der Falle. Cahn war außerdem gehbehindert, hatte Diabetes und wäre für einen zu planenden und zu bewältigenden illegalen Grenzübertritt mit seinen 78 Jahren nicht mehr in der Lage gewesen. Als man ihn zwang, in das jüdische Altersheim in der Wöhlerstraße umzuziehen, übernahm Pfarrer Welke einen Teil seiner 2000 Bände umfassenden Bibliothek, die andere Hälfte wurde bei Cahns „arischer“ Schwiegertochter untergestellt. Als dann im August 1942 auch für Dr. Cahn ein Deportationstermin in das Konzentrationslager Theresienstadt festgesetzt wurde, begleitete ihn Pfarrer Welke zum Deportationssammelpunkt an die Großmarkthalle im Ostend. Das kann man aus einem Brief seiner späteren Ehefrau Annemarie herauslesen, die über ihren Mann schrieb: „Mich hat es immer tief empört, wenn mein Mann von einem Judentransport in Ffm. zurückkam und erzählte, dass er als einziger Pfarrer von Ffm. zugegen war und Zeuge von furchtbaren Misshandlungen wurde.“

## Flucht in die Schweiz

Am 22. Juli 1942 stand Robert Eisenstädt vor der Mansardentür seiner Verlobten Eva im Frankfurter Westend. Er war aus dem Lager Majdanek in Polen geflohen und hatte sich bis Frankfurt durchgeschlagen. Ursprünglich war er in der Kleinstadt Hanau zu Hause, dreißig Kilometer östlich von Frankfurt. Ein für ihn und für seine Geschwister geplantes Untertauchen hatte sich kurzfristig zerschlagen, als die angesprochenen Helfer es plötzlich mit der Angst bekamen. Die Familie Eisenstädt hatte man mehrere Wochen zuvor am 1. Juni 1942 aus Hanau deportiert. Noch auf der Fahrt ins Lager kreisten Eisenstädt's Gedanken um eine Flucht. Im Lager Majdanek wurde er so schwer misshandelt, dass sein Rückgrat nachhaltig geschädigt blieb. Nach einem Brotdiebstahl fürchtete er härteste Repressalien. Er hatte bereits einen Zivilrock aus einem Kleiderlager am Lagerzaun deponiert, nun musste er die Flucht wagen und die Mauer übersteigen. Nach zehn Tagen war das Unglaubliche geschafft: er hatte sich bis Frankfurt durchgeschlagen.

Spät, sehr spät hielt Robert Eisenstädt seine Erinnerungen Anfang der neunziger Jahre in einer detaillierten Beschreibung fest. Dank seiner Angehörigen in den USA, der Familie Kahl und der Shoah-Foundation ist diese Flucht und Rettung eines Menschen sehr gut dokumentiert.

Eisenstädt brauchte zuallererst einen ärztlichen Rat bezüglich seines lädierten Rückens. Seine Verlobte Eva Müller wandte sich an ihre Schwester Tuschi Müller. Die war seit Ende der dreißiger Jahre Patientin bei Dr. Kahl und bat nun ihren Arzt, den Geflüchteten zu untersuchen. Sie konnte offen zu ihm sprechen, denn so gut kannte sie „ihren Doktor“ schon. Sie war nicht die einzige jüdische Patientin, die Dr. Kahl noch 1942 trotz Verbots versorgte. Eine Röntgenuntersuchung konnte allerdings auch Dr. Kahl nicht in die Wege leiten, seine Diagnose musste reichen. Von einer Behandlung konnte ebenfalls nicht die Rede sein: Schonung war angesagt. Mehrere Wochen hielt sich Eisenstädt in der Mansarde seiner Verlobten versteckt.

Erst nach ein paar Wochen wagte er sich vor die Tür. Sein Vorteil war, dass ihn in Frankfurt niemand kannte. Obwohl ein Besuch in Hanau für ihn gefährlich werden konnte, suchte er dort zwei alte Freunde auf, von denen er annahm, dass sie ihm in irgendeiner Form helfen würden.



Dr. med. FRITZ KAHL  
Pensslerstr. 7/8a 28031, Arolsen Parnochstr. 10/100  
Spezialklinik: 114-5 Uhr, außer Mittwoch, Sonntag von 9-11 Uhr  
Pensslerstr. u. N. -Weg, dann  
Parnochstr. 10

11 193  
31

meiner und meiner Frau's...  
frage mich...  
Soll ich meinen Bruder's...  
Hüter sein?  
weiteren...  
1948...

Brief von Dr. Fritz Kahl an die Wiedergutmachungsbehörde in Wiesbaden. Textauszug zur Retterin Louise Wetter

**Soll ich meines Bruders Hüter sein?**  
Weitere Dokumente zur Juden- und Flüchtlingsnot unserer Tage

Herausgegeben vom Schweizerischen evangelischen Hilfswerk für die bedrückte Kirche in Deutschland mit Flüchtlingsdienst

Kc 106

Evangelischer Verlag A.G. Zollikon-Zürich

1944

**Dokumente aus Deutschland.**

Unser Abtransport zur Deportation.

Am 9. Mai 1942 ging der vierte Transport der zur Deportation Bestimmten von Frankfurt ab. Mittwoch, den 27. Mai, überraschte uns die Nachricht, daß wir am 30. Mai abtransportiert würden. Alle jüdischen Arbeiter, es waren vier Männer und drei Frauen außer mir, verließen sofort den Betrieb. Ich blieb dort, um den letzten Versuch des Chefs abzuwarten. Dieser setzte sich mit der Polizei in Verbindung, um uns von diesem Transport zurückstellen zu lassen. Er gab an, keinen geeigneten Ersatz für uns zu finden. Es herrschte damals großer Mangel an Arbeitskräften. Sein Versuch mißlang, er bekam überhaupt keine Antwort. Ich blieb noch bis Freitag, den 29. Mai im Betrieb. Mittags fuhr ich dann nach Frankfurt, um meine Frau zu unterrichten.

Wir, meine Frau und ich, gingen zu den Leuten, bei denen ich mich verstecken sollte. Hier mußte ich eine schwere Enttäuschung erleben. Die Leute hatten von dem Entschluß, mich versteckt zu halten, Abstand genommen und ließen sich nicht mehr beeinflussen. Ich hatte die Kraft nicht mehr, mich weiterhin gegen das Schicksal aufzubäumen und entschloß mich kurz, mit der Mutter und den jüngeren Geschwestern nach Polen zu gehen. Die Leute versprochen mir noch, meine Kleider und mein Fahrrad aufzubewahren. Ich begab mich in das Geschäftslokal der Leute, wo ich meine Sachen aufbewahrte. Auf dem Wege dorthin traf mich ein Bekannter. Es war ein Kriminalpolizist, der vor Jahren bei der Schutzpolizei in Hanau war und von der sozialdemokratischen Partei her aus kannte. Dieser Freund war mir in der entscheidenden

32

„Soll ich meines Bruders Hüter sein? Weitere Dokumente zur Juden- und Flüchtlingsnot unserer Tage“, Zürich 1944; Darin der Bericht von Robert Eisenstädt zu seiner Flucht aus dem Lager Majdanek

Der eine war Hans Waider, der nicht-jüdische Verlobte seiner Schwester Martha, der gerade auf Fronturlaub bei seinen Eltern war. Die Freude, den Bruder seiner Verlobten zu sehen, verflog nach den ersten Worten. Waider konnte es nicht fassen, als er von Eisenstädt erfuhr, dass seine Braut und ihr gemeinsamer vierjähriger Sohn nicht in das vorbereitete Versteck einer Schrebergartenhütte gelangt waren, sondern zu den Deportierten zählten. Er war traurig und deprimiert. Trotz allem war er bereit, sich für Eisenstädt einzusetzen. In seinen Erinnerungen schrieb Eisenstädt über die Hilfe seines Schwagers: „Ich brauchte vor allem irgendeine Art von Ausweis. Hans musste sich bei dem Wehrmachtsbereich Hanau melden, um Lebensmittelkarten zu bekommen. Er fand (dort) auf einem Tisch eine Art Ausweis für einen zivilen Angestellten der Armee (und nahm ihn mit). Dies waren Leute mit kriegsbezogenen Behinderungen. Sie mussten trotzdem bei der Wehrmacht arbeiten. Der Arbeitskräftemangel war kritisch. Das Problem mit dem Ausweis war das Bild des Mannes, zu dem der Ausweis gehörte. Dr. Kahl kam zu Hilfe. Ein Künstlerfreund nahm ein Bild von mir in sein Büro mit und fälschte geschickt den amtlichen Stempel. Hans verließ uns bald und ging zur deutschen Luftwaffeneinheit an die russische Front zurück. Er wurde in einen höheren Rang befördert und genoss dadurch gewisse Privilegien. Hans sagte mir, als ich ihn vor seiner Abreise sah, dass er nie wieder zurück nach Hause kommen würde. Niemand hörte wieder etwas von ihm. Seine Eltern kontaktierten später seine Einheit, bekamen jedoch keine Antwort.“

Der zweite Mann, den er um Hilfe bat, war ebenfalls ein alter Bekannter aus Hanau. Der Polizist Wilhelm Gentemann - mittlerweile in Frankfurt als Kriminalassistent eingesetzt – machte sich ebenfalls Gedanken über ein für Eisenstädt zu organisierendes illegales Leben. Er riet ihm, nachts Radio zu hören, um zu erfahren, wo gerade Bombenangriffe geflogen wurden. Er sollte dann in diese Stadt fahren und sich dort als einen „Fliegergeschädigten“ registrieren lassen, um darüber die notwendigen falschen Papiere zu erhalten.

Mit diesem Vorschlag machte sich Eisenstädt mit dem Zug auf die Reise nach dem gerade bombardierten Mannheim, aber in der Reihe der Ausgebombten – die keine Papiere mehr besaßen - verließ ihn der Mut. Unverrichteter Dinge kehrte er nach Frankfurt zurück. Ein zweiter Anlauf scheiterte ebenfalls und hätte ihn fast den Kopf gekostet. Als



Gefälschter Dienstausweis der Wehrmacht für Wilhelm Stichelor alias Robert Eisenstädt. Quelle: Bundesarchiv Bern

er nämlich im Frankfurter Hauptbahnhof ankam, war dort gerade eine Razzia nach Deserteuren und Zwangsarbeitern zu Gange. Gentemann gehörte zum Polizeiaufgebot und konnte Eisenstädt noch rechtzeitig aus dem Bahnhof heraus schleusen.

Neue Pläne wurden geschmiedet. Diesmal waren es auch Dr. Kahl und Pfarrer Welke, die sich in die Rettung einschalteten. Eisenstädt war einer der ganz wenigen Flüchtlinge aus einem Vernichtungslager. Sein Bericht sollte im Ausland bekannt werden, und Kahl und Welke planten eine Flucht in die Schweiz. Dazu brauchten die Flüchtenden gut gefälschte Ausweise oder andere Dokumente, da es häufig zu Kontrollen in den Zügen und Bahnhöfen kam. Die Verlobte Eisenstädt, Eva Müller, benötigte nun ebenfalls ein Dokument, denn das Paar hatte mittlerweile beschlossen, gemeinsam zu fliehen. Sie galt wie ihre Schwester Tuschi

aufgrund ihres Geburtsortes als „ungarische Jüdin“ und besaß dementsprechend nur einen Pass als „Staatenlose“. Dr. Kahl und Freunde stiegen deshalb in die Wohnung einer Arbeitsdienstführerin, die eine Patientin Kahls war, in der Nähe der Bockenheimer Landstraße ein. Kahl nutzte ihre Abwesenheit aus und stahl in ihrer Wohnung einen Ausweis. Der Fälscher machte sich an die Arbeit, und aus Eva Müller wurde eine Tilly Glässig.

Im Herbst 1942 tauchte ein zusätzliches Problem auf, das jenseits der Grenze lag. Pfarrer Welke hatte von seinen Schweizer Kontaktleuten erfahren, dass seit dem Sommer des Jahres 1942 an einigen Grenzschnitten der Schweiz die Flüchtenden von Schweizer Grenzbeamten ins Deutsche Reich - und damit in den sichereren Tod - zurückgeschickt wurden. Man hatte gehört, dass schwangere Frauen mit ihren Ehemännern vor einer solchen „Ausschaffung“ (Abschiebung) geschützt seien. Kahl und Welke überlegten sich, wie diese neue Verschärfung beim illegalen Grenzübertritt zu umgehen wäre.



Familie Eisenstädt: hinten Robert, rechts Mutter und zwei seiner Geschwister.

Eisenstädt schrieb selbst in seinen Erinnerungen, dass er nicht in der Lage gewesen wäre, Kinder zu zeugen, aber Dr. Kahl wollte offenbar sicher gehen und untersuchte unter dem Mikroskop seine Spermien. Er entdeckte, dass eine geringe Zahl lebendig war, separierte diese und gebrauchte sie zu einer künstlichen Befruchtung! Diese, damals noch völlig gewagte medizinische Präzisionsarbeit geschah in dem Einfamilienhaus des Arztes in der Blanchardstraße in Bockenheim im Jahre 1942. Ein Kind wurde gezeugt, um zwei Menschenleben zu retten.

Aber Kahl und Welke dachten an die Rettung vieler Menschen. Dr. Kahl hatte in diesen Sommermonaten von seinen Patienten - Soldaten auf Fronturlaub - gehört, was mit den verfolgten Juden, den so genannten Evakuierten aus Frankfurt, im Osten geschah. Er hatte ihre Berichte zunächst ungläubig zur Kenntnis genommen. Man zeigte ihm daraufhin geheim aufgenommene Aufnahmen von Massensexekutionen. Erst nach der Begegnung mit Eisenstädt merkte Kahl, „dass es tatsächlich die Wahrheit war“. Pfarrer Welke kannte den frühen mündlichen Bericht von Kurt Gerstein über die Vernichtung der Juden mit dem Gift „Zyklon B“. Als Gerstein nach seiner Rückkehr aus dem Todeslager Belzec in einen Fürbittegottesdienst der Dahlemer St. Annen-Gemeinde in Berlin ging, vertraute er sich dem Pfarrer Herbert Mochalski, der den inhaftierten Pfarrer Niemöller vertrat, nach dem Gottesdienst an. Davon wurde auch den Familienmitgliedern Niemöllers, seiner Schwester Mathilde Kredel in Frankfurt am Main, berichtet. Mathilde Kredel war eine gute Freundin von Welkes späterer Schwiegermutter Schwander. Zudem waren Welke und Mochalski befreundet und hatten die gleiche Einstellung bezüglich der Hilfe und Rettung verfolgter Menschen. Das Gespräch Gerstein-Mochalski fand im Juni 1942 statt.

Mit diesem Augenzeugen Robert Eisenstädt wollten die Kahls und Welke erreichen, dass die Verhältnisse in den Vernichtungslagern, die Erschießungen und Vergasungen, im Ausland bekannt werden. Sie dachten, dass Eisenstädt als „lebender Beweis“ die ausländischen Regierungen zu einer Reaktion bewegen könnte. Die Kahls und Welke überlegten dementsprechend lange und planten eine bis in das letzte Detail durchdachte Flucht. Sie ließen sich mehrere Wochen Zeit, um auch sicher gehen zu können, dass ihr Augenzeuge nicht an der Schweizer Grenze zurückgeschickt wurde.

Nach all diesen Planungen und Vorbereitungen fuhren Dr. Kahl und Pfarrer Welke in der zweiten Hälfte Januar 1943 ins Zillertal zum Skifahren. Ich deute diese Reise als mögliches Alibi für den Fall der Fälle, dass bei einer Verhaftung und Folter von Eisenstädt ihre Namen gefallen wären. Während dieses Urlaubs und zur Sicherheit des ganzen Unternehmens holte Margarete Kahl, die den Arzt-Ehemann in der Praxis vertrat, ihren Schützling Eisenstädt irgendwann „von der Straße“ und versteckte ihn in ihrem Haus. Die ganze Planung drohte noch am Ende an Eisenstädt's Eigensinn zu platzen. Er hatte für ein bisschen Wärme in der Mansarde seiner Verlobten Eva die Stromleitungen in dem Mehrfamilienhaus angezapft. Es entstand Unruhe im Haus, und er brauchte unbedingt ein neues Versteck. Wie viele Tage oder Wochen er von Margarete Kahl versorgt wurde, wissen wir nicht, allerdings wurden die Fluchtvorbereitungen unmittelbar nach der Rückkehr von Kahl und Welke aus dem Skiurlaub zu Ende geführt. Eisenstädt wurde für die Fahrt zur Grenze „präpariert“. Mit einer vom Arzt arrangierten Narbe im Gesicht sorgte Dr. Kahl für ein lädiertes Aussehen des jungen Mannes. Mit Wehrmachtstiefeln und Gipsverband machte der Doktor aus ihm einen Soldaten auf Fronturlaub. Ein entsprechendes Schreiben, das ihn als „Obergefreiten Wilhelm Sticheler“ von der „See-Fliegerhorstkompanie Warnemünde“ auswies, unterstrich diese Tarnung. Bei jungen Männern auf Reisen, und Eisenstädt war im besten wehrfähigen Alter von 23 Jahren, wurde immer ein Deserteur vermutet. Junge Männer zogen Kontrollen geradezu auf sich. Darüber hinaus gab der Kriminalassistent Gentemann dem flüchtenden Eisenstädt eine Pistole mit auf den Weg, die beim Scheitern eingesetzt werden sollte – als sozusagen letzte „Flucht in den Tod“. Frau Kahl fuhr im Nachbarabteil des Zuges bis Singen mit und übermittelte dem nervösen Paar mit ihrer Anwesenheit ein wenig Ruhe und Sicherheit.

Die nächsten Etappen zur Schweizer Grenze werden hier nicht wiedergegeben. Sie können in meinem Buch „Mit falschem Pass und Zyankali“ nachgelesen werden. So viel sei jedenfalls gesagt: Die Flucht glückte, und auch die deutschen Retter erfuhren umgehend davon: Dr. Kahl schrieb darüber: „Durch eine in Deckcode gehaltene offene Karte – sie hatte ohne Beanstandung sämtliche Zensurprüfstellen, auch die der Gestapo durchlaufen - die Frl. Wetter, Tochter des damaligen Bundespräsidenten der Schweiz – eine Art blonder Engel der Emigranten und Flüchtlinge aus Hitlerdeutschland – an mich schrieb. Herr Eisenstädt hatte entspre-



chende mündliche Empfehlung von Herrn Pfarrer Welke, Ffm., und mir (Dr. Kahl, P.B.) mit.“ Auf der Karte stand: „Wir teilen Euch mit, dass gesunde Zwillinge angekommen sind.“ Das war die Bestätigung für den geglückten Grenzübertritt.

Die Retter auf deutscher Seite hatten alles bedacht, waren kein Risiko eingegangen: die Betreuung in der Schweiz, der Tipp, den richtigen Grenzabschnitt zu nehmen (von einem Helfer, der bislang unbekannt ist), die Pistole, die im Falle eines Scheiterns zum Selbstmord benutzt werden konnte, die Zugbegleitung von Frau Kahl, die Papiere, die ein deutscher Soldat besorgte, der Einbruch von Dr. Kahl in eine Wohnung, das Versteck im eigenen Hause, ein Dokumentenfälscher ... Gespräche über Gespräche, um der Welt Einblick in eine sogenannte Evakuierung, gemeint war das Vernichtungslager Majdanek in Polen, zu geben.

## Zyankali im Dutt

Tuschi Müller hatte sich vorgenommen, mit ihrer Schwester Eva in die Schweiz zu fliehen. Sie war jedoch sehr ängstlich und konnte sich nicht zu diesem Schritt durchringen. Als sie nach Evas Flucht eine Vorladung von der Gestapo erhielt, kam auch für sie der Zeitpunkt von der Straße zu verschwinden. Margarete Kahl versteckte sie in ihren Kellerräumen und stellte ein Bett in der Waschküche auf. Das Bockenheimer Netzwerk überlegte, Tuschi über die Dahlemer Gemeinde der Bekennenden Kirche in Berlin und dort mit Hilfe eines Pfarrers untertauchen zu lassen. Der Pfarrer reagierte aber entsetzt, als die Hilfesuchende vor seiner Tür stand. Als Partner einer jüdischen Ehefrau sah er sich eher als Gefährdeten denn als Retter, zumal sein Haus überwacht wurde. Er riet Tuschi, nach Frankfurt zurückzufahren.



Tuschi Müller, Aufnahme ca. 1970

Die Kahls versteckten sie mehrere Wochen lang. In dieser Zeit wurde eine Kennkarte (der damalige Personalausweis) aufgetrieben und auf den Namen Ruth Hoefler gefälscht. Gleichzeitig begann Frau Kahl mit Tuschi ein mentales Trainingsprogramm, um sie auf die Zugfahrt und das illegale Leben vorzubereiten. Unvermittelt kam sie zu ihr nachts in die Waschküche, rüttelte sie wach und stellte ihr Fragen zu ihrer neuen, falschen Identität. Bald kannte Tuschi ihre neuen Lebensdaten auswendig. Erst wenn der falsche Name „in Fleisch und Blut“ überging, konnten die Flucht und das Untergrundleben beginnen. Die Identität der Verfolgten verwischte sich. Sie wurden zu passiven Mitspielern in einem Rettungsplan, den ihre Retter für sie ausgedacht hatten. Jede Eigeninitiative konnte das Ende bedeuten, jedes Wort eines zuviel sein. Und dennoch mussten sie Tag und Nacht wachsam sein, um auf Unerwartetes sofort reagieren können.

Ursprünglich wollte Tuschi mit der gefälschten Kennkarte bis nach Ungarn fahren, kam aber nur bis Wien, da eine einfache Kennkarte für einen Grenzübertritt nach Ungarn nicht ausreichte. Im Zug musste sie neben SS-Männern sitzen, die doch angeblich die Reinheit der Rasse an der Nasenspitze erkannten. Ihren ersten Schritt in die Illegalität hatte sie zweifellos bestanden, vielleicht gab ihr das den Mut für ihre anschließenden – und letztendlich gescheiterten - Fluchtversuche nach Ungarn.

Aus Frankfurt blieb ihr ein „kleines Quantum Zyankali“, das sie im Haarknoten in den nächsten Monaten versteckt mit sich trug. Ernste Diskussionen hatte Dr. Kahl mit den Pfarrern seines Vertrauens vorher geführt, ob und wie weit er gehen durfte, bedrohten Menschen mit einer Kapsel Zyankali – wenn es denn zu einer lebensbedrohlichen Verfolgung käme – zu helfen, um sie vor dem Schlimmsten zu bewahren.

Die Fluchtversuche nach Ungarn schlugen fehl, und Tuschi blieb in Wien hängen. Sie gab sich als Edith Molnar aus, kaufte ein Muttergottes-Medaillon und hängte es als sichtbares Zeichen des Katholizismus um den Hals. Molnar ist der ungarische Name für Müller. Verzweifelt suchte sie nach Arbeitsplätzen und Unterkünften, schrieb sie später, und wie häufig sie die Orte wechselte, könne sie gar nicht mehr sagen. „Ich erinnere mich nicht mehr der vielen Straßennamen, der Hausnummern oder der Namen der Vermieter. Die Leute, die Schlafstellen vermieteten, nahmen es mit den Papieren nicht so genau wie diejenigen, die möblier-

te Zimmer zu vermieten hatten. ... Viele Nächte verbrachte ich im Prater und an den Ufern der Donau oder fuhr im Zuge kleine Strecken hin und her bis die Winternacht herum war“, führte sie als Beweise ihres illegalen Lebens an. Erst als sie gegen Ende 1944 Robert Schafner kennen lernte, der ihr in einem kleinen Hotel, in dem nicht nach Ausweisen gefragt wurde, eine Mansarde besorgte, war ihr eine Last genommen. Er wird später von ihr als einziger Zeuge ihres illegalen Lebens in Wien genannt.

Aber ist denn alles an dieser Geschichte auch wirklich wahr? Die hier wiedergegebene Version diktierte ihr der väterliche Freund Dr. Lorch in Los Angeles für ihre Wiedergutmachungsansprüche in die Feder. In Frankfurt hieß er noch Dr. Levi und war ihr Hausarzt, bevor sie zu Dr. Kahl kam. Über die abenteuerliche Flucht und ihr illegales Leben in Wien zu berichten, fiel ihr auch in den nächsten Jahrzehnten sehr schwer. Dieses Kapitel wollte sie ein für alle Mal abgeschlossen haben. Erst auf die Bitte der Söhne von Margarete und Fritz Kahl fasste sie in Stichworten ihr illegales Leben zusammen und schrieb 1996 im Brief: „Ursache? Weil ich ungern in der Vergangenheit wühle. ... Es war mir möglich einen deutschen Soldaten (Patient von Dr. F. Kahl) aus der französischen Gefangenschaft (II. Weltkrieg) frei zu kriegen mit einer eidesstattlichen Erklärung von mir. Er hatte ein falsches Dokument Herrn Dr. F. Kahl besorgt, um (es) mir zu geben. ... Ich ging zu Herrn Dr. Kahl und blieb 2-3- Tage in seinem Haus, bis er mir ein falsches Dokument besorgt hat (welches ich in kurzer Zeit zurück gesandt habe, damit ich die Familie Kahl nicht in Gefahr bringe). Ich flüchtete mit falschem Dokument und Zyankali. Er gab mir Zyankali, um mir das Grausamste zu ersparen. ... So blieb ich in Wien und war fähig gewesen falsche Papiere mir (zu) besorgen (das ist eine Geschichte in sich selbst). Ich habe eine vierstündige Stellung angenommen. Die größte Photokopie(anstalt) in Wien: Inhaber Nazi-Gauleiter. So konnte ich Lebensmittelkarten kriegen. Nach dem II. Weltkrieg war (es) mir sehr schwer, die Wiener Behörden von meiner Situation zu überzeugen. Nachträglich haben sie sogar Kirchensteuer verlangt etc. Ich führte in Wien ein tragisch-komisches gefährliches Leben.“

Es war ihr in Wien offensichtlich gelungen, an falsche Papiere zu gelangen. Woher sie die Papiere erhielt, ist unbekannt und ebenfalls, wann und wie lange sie in der „Löwenhöhle“ des Nazi-Gauleiters arbeitete. Mit

1943 sollte ich mich an dem Gestapo  
 melden. — Ich ging zu Herrn Dr. Kahl  
 und blieb 2-3 Tage in seinem Haus, er  
 er mir ein falsches Dokument besorgt  
 hat (welches ich in kurzer Zeit zurück  
 gesandt habe, damit ich die Familie  
 Kahl nicht in Gefahr bringe.) Ich flüch-  
 tete mit falschem Dokument und Kankai  
 Er gab mir 'Kankai' um mir das grau-  
 samste zu ersparen. — Die Eisenbahn  
 war überfüllt mit 55 Leuten.  
 Ich wollte nach Budapest, bin aber  
 in Wien in der „Löwenhöhle“ stecken ge-  
 blieben. (Wien gehörte damals zu Deutschland  
 Ungarn war für mich gefährlich, weil  
 die Eichman Aktion schon eine große Rolle  
 gespielt hat (in Ungarn).)

Brief von Tuschi Müller an Gerhard Kahl vom 15. November 1996

diesem Bericht hätte sie in den fünfziger Jahren äußerst schwer eine finanzielle Wiedergutmachung erhalten.

Ihre perfekte Tarnung führte gleich nach 1945 zu großen Problemen gegenüber den österreichischen Hilfsorganisationen. Ihre wirkliche Identität konnte sie nicht überzeugend beweisen. Wer konnte im fremden Wien für sie bürgen? Sie sollte ihre jüdische Abstammung mit Bibelfestigkeit beweisen. Man glaubte ihr nicht vollständig. Erst als im Herbst 1945 ein Bekannter von ihr den Kahls einen Brief mit der Bitte um aufklärende Hilfe überbrachte, konnten die Frankfurter Retter ihre Identität in eidesstattlichen Erklärungen untermauern. Sie wurde als „U-Boot“ - so nannte man die Untergetauchten nicht nur in Wien - anerkannt.

Es war nach ihrer Aussage eine fürchterliche Zeit, bis sie endlich Ende 1946 in die USA auswandern konnte. Tuschi Müller starb 1998 mit 88 Jahren in Los Angeles.

## „Wenn Menschlichkeit über Angst triumphiert“

Am 10. Mai 1944 kam die Vorladung aus der Gestapo-Zentrale Lindenstraße zu Margarete Knewitz ins Frankfurter Westend. Es waren drei Frauen, die der Gestapo-Beamte Heinrich Schmidt zum Verhör zitierte, und Frau Knewitz gehörte dazu. Bereits als Kind ließen ihre Eltern sie evangelisch taufen. Mit ihrem nicht-jüdischen Ehemann, dem Rittmeister a.D. Hugo Knewitz, und ihrer erwachsenen Tochter Renate pflegte die Familie einen großbürgerlichen Lebensstil. Nach den nationalsozialistischen Rassegesetzen galten sie als eine „privilegierte Mischehe“.

Ungeachtet der NS-Gesetze hatten seit Anfang 1943 die jüdischen Partner aus Mischehen in Frankfurt täglich damit zu rechnen, dass eine Vorladung ins Haus gebracht wurde. Der Gauleiter Jakob Sprenger wollte schnellstmöglich seinen Gau für „judenrein“ erklären und beauftragte die Frankfurter Gestapo mit dieser besonderen „Aktion“. Frau Knewitz hatte sich bis zu diesem 10. Mai nie Sorgen gemacht, dass sie einmal wegen ihrer jüdischen Herkunft verfolgt werden könnte. „Das hatte sie im Grunde ihres Herzens nie begriffen“, erzählt Jahrzehnte später die Freundin der Familie Erica.

Der Tochter Renate sind mit dieser Vorladung die Augen aufgegangen. Sie organisierte sofort ein Versteck für die erste Nacht bei Frieda Impekoven, der Ehefrau des bekannten Schauspielers und Theaterdirektors in Frankfurt, Toni Impekoven. Frieda Impekoven wurde dafür und für eine andere mutige Hilfeleistung von Yad Vashem in Jerusalem geehrt. Renate kannte die Impekovens gut genug, sie um diesen Gefallen bitten zu können. Am Tag nach der Schreckensbotschaft wurden noch Familienfotos aufgenommen, sozusagen als letzte Erinnerung vor der künftigen Zeit des Ungewissen.

Als Erica durch Freundin Renate von der Vorladung erfuhr, bat sie die Pfarrer der Dreifaltigkeitskirche in der Frankfurter Kuhwaldsiedlung um Hilfe. Dieser Kirchengemeinde hatte sich Ericas eigene Familie seit Mitte der dreißiger Jahre angeschlossen, weil sie sich der politischen und christlichen Haltung der Pfarrer näher fühlte. Hier versammelten sich Gemeindeglieder, die nicht nur tröstende Worte für die rassistisch verfolgten Christen fanden, sondern mit Lebensmitteln, Geldspenden und später sogar mit Übernachtungsangeboten und Fluchthilfen christ-



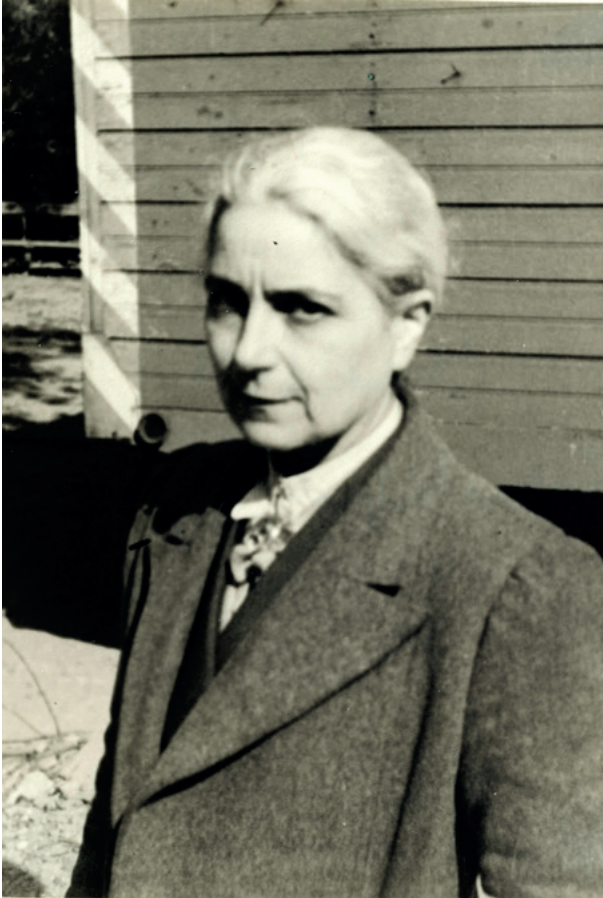
liche Nächstenliebe praktizierten. Pfarrer Fricke schickte die junge Erica gleich zu Vikar Welke. Der organisierte die weitere Flucht.

Erica Ludolph wusste nicht, dass Welke schon häufig, zusammen mit den Kahls, mehreren Menschen mit Pässen und Fluchtrouten aus Frankfurt heraus geholfen hatte. In wenigen Stunden alarmierte Welke das Netzwerk der baden-württembergischen Pfarrhauskette um Pfarrer Kurt Müller von der Evangelisch reformierten Gemeinde in Stuttgart. Diese Pfarrer hatten sich ursprünglich als theologische Arbeits- und Dienstgemeinschaft der evangelisch reformierten Pfarrer („Societät“) zusammengefunden. Seit zwei Jahren sahen sie es als ihre Christenpflicht an, verfolgten jüdischen Bürgern zu helfen. Die meisten Hilfesuchenden kamen aus Berlin vom ehemaligen Büro des Pfarrers Grüber, mit gefälschten Pässen von Cioma Schönhaus, die Pfarrer Müller persönlich aus Berlin abholte.

Mündlich oder per Kurier wurden nun die weiteren Schritte für eine Flucht und ein Leben in der Illegalität für Frau Knewitz geplant, denn jeder Brief- oder Telefonkontakt war viel zu riskant. Bei derartigen Vorkehrungen dauerte es mehrere Tage, mitunter sogar Wochen, bis die endgültige Fluchtstrecke festgelegt und ein Quartier gefunden waren. Besonders die zur Pfarrhauskette gehörenden Pfarrhäuser in Baden-Württemberg waren Mitte des Jahres 1944 voll ausgelastet, was in den heute dazu vorliegenden Veröffentlichungen dokumentiert ist.

Zuallererst fuhr sie am Abend des 11. Mai 1944 zu früheren Bekannten nach Memmingen. In den nächsten Monaten halfen insgesamt sieben Personen an verschiedenen Orten dabei mit, dass Frau Knewitz die nächsten Monate überlebte. Nachdem sie Memmingen verlassen hatte, kam sie bei Pfarrer Stöffler in Köngen unter. Dort wartete sie auf die gefälschten Papiere von Pfarrer Müller, bis er das Ersatzdokument auf den Decknamen „Margarete König“ besorgt hatte. Schließlich konnte er „eine Reihe von Quartieren in Norddeutschland“ finden und ein Versteck bei seinen eigenen Verwandten.

Seine Schwägerin hatte Hilfe angeboten. Frau Knewitz musste dazu aber eine lange Reise vom Süden in den Norden durchstehen. Es war die Aufgabe von Pfarrer Welke, die überängstliche Frau Knewitz über Fahrtrouten und Übernachtungsstellen zu informieren. Die dreiundzwan-



Margarete Knewitz am 10. Mai 1944, einen Tag vor ihrer Flucht

zigjährige Erica stellte sich als Begleiterin und als angebliche „Tochter“ für die beschwerliche Reise zur Verfügung. Ein Mutter-Tochter Gespann sollte scharfen Kontrollen vorbeugen – vor allem Frau Knewitz muss darüber sehr erleichtert gewesen sein. Die Fahrtstrecke mit der Eisenbahn quer durch das nationalsozialistische Reich war mit Welkes Hilfe sorgfältig geplant. Er übergab Erica kleine Zettel mit Adressen für unterwegs - klein, damit sie bei Gefahr problemlos verschwinden konnten. Die Strecke war immerhin 700 Kilometer lang und 1944 gab es ständig Fliegerangriffe und das hieß: Reiseunterbrechung, Warten, permanente Angst. Dazu kam, dass Mitte 1944 nur noch Fahrkarten für eine Strecke von 100 km ausgegeben wurden. Alle Reisenden mussten raus aus dem Zug, ein neues Billett am Schalter lösen und auf den nächsten Anschluss

warten. Entsprechend lange dauerte die Reise von Stuttgart nach Norddeutschland, nämlich drei Tage und drei Nächte. Um die Gefahr von Kontrollen einzudämmen, fuhren die beiden Frauen in den Abendstunden, und häufig erreichte das vorgebliche Mutter-Tochter-Paar erst vor Mitternacht den Zielbahnhof. Die von Erica aufgezeichnete Fahrtstrecke war ein Zickzackweg zu den sicheren Unterkünften, mal bei Bekannten, mal bei den Pfarrhäusern der Bekennenden Kirche. Von Stuttgart nach Frankfurt, hoch nach Marburg, östlich nach Meiningen, Nordhausen, Göttingen, Hamburg-Altona und schließlich nach Stade. An den jeweiligen Bahnhöfen wurden sie abgeholt, in Altona sogar von Superintendent Marahrens persönlich. Fast am Fahrtziel wurden sie noch am Hamburger Hauptbahnhof von einem Bombenangriff überrascht.



Abschiedsfotos vor der Flucht mit Ehemann Hugo und Tochter Renate

Obwohl Frau Knewitz bereits ihren Decknamen und das Ersatzdokument besaß, erreichten die beiden Frauen nur mit unendlichem Herzklopfen ihr Ziel. Der jungen Erica war bewusst, dass sie im Falle eines Falles mit gehangen und gefangen gewesen wäre. „Denn wenn jemand bösen Willens war – und damals waren ja viele Menschen bösen Willens – dann hätte man Frau Knewitz als jüdisch aussehend erkennen können“, erklärt sie heute.

Schließlich erreichten sie das Gut Ovelgönne in Hechthausen und wurden von Gertrud von Marschalck aufgenommen. Bei der Schwägerin von Pfarrer Müller konnte Margarete Knewitz alias König die nächsten drei Monate bleiben. Sie muss ihr Leben dort als ziemlich sicher empfunden haben. Bei den Gutsbesitzern fühlte sie sich wie zu Hause, es waren die ihr altbekannten gesellschaftlichen Kreise. Die Familie von Marschalck war in ihre Verfolgung eingeweiht und so konnte Frau Knewitz zum ersten Mal nach langer Zeit mit Menschen verkehren, bei denen sie kein Blatt vor den Mund zu nehmen brauchte. Mit einer gewissen Sorglosigkeit und dank ihrer seit Jahren praktizierten Verleugnung von Gefahr und Verfolgung erzählte sie dann eines Tages den auf dem Gut einquartierten Wehrmachtsoffizieren von ihrer eigenen Familiengeschichte und besonders von ihrem Mann, dem Rittmeister im Ersten Weltkrieg. Bevor ihr Gegenüber zu weiteren Nachfragen ansetzen konnte, rettete die Tochter der Gutsbesitzer sie aus einem brenzlich werdenden Gespräch. „Unter dem Vorwand, dass sie mir beim Wäschezusammenlegen helfen sollte, lockte ich sie von den Gästen weg.“ Wieder einmal waren es die Anderen, die Gefahren für sie wahrnahmen, Frau Knewitz hatte ganz offenbar kein Gespür dafür. Sie hätte sich fast um Kopf und Kragen geredet, erzählt mir die Freundin der Familie. Die Flüchtenden mussten sich bis zur Selbstaufgabe einem Rettungsplan unterwerfen, den sie nicht selbst erdacht hatten und den sie nicht vollständig kannten. Trotzdem sollten sie spontan auf neue Situationen und auf drohende Gefahren reagieren können. Hier versagte Margarete Knewitz. Der Anblick eines Offiziers der deutschen Wehrmacht, der sie an ihren Mann erinnerte, ließ sie alle Regeln vergessen.

Um kein neues Risiko einzugehen, wurde sie für die folgenden Wochen weitergereicht: nach Hamburg-Blankenese, vier Wochen zu Pfarrer Fischer in Bülkau, vier Wochen nach Osten im Bezirk Hamburg, anschließend vier Wochen in Warstade und wieder noch einmal für sieben Wochen zurück nach Hechthausen zur Familie von Marschalck. Alle Adressen befinden sich im Umkreis von vierzig Kilometern.

Gegen Ende des Jahres 1944 spitzte sich die Situation unhaltbar zu, notierte Pfarrer Müller im Jahr darauf und über Weihnachten fuhr Margarete Knewitz alias König allein über die Strecke Bad Pyrmont in einer dreitägigen Reise mit elfmaligem Umsteigen nach Stuttgart zurück. Während der ganzen Zeit ihres Untertauchens hatte sie keine Lebens-



Pfarrer Kurt Müller in Stuttgart besorgte den Ausweisersatz für Margarete König alias Margarete Knewitz

mittelmarken und wurde von ihren Gastgebern versorgt. Ende Februar 1945 gelang es dem Pfarrer, sie als Ausgebombte bei der NSV anzumelden, um darüber eine Lebensmittelkarte zu erhalten. Vom 1. März – 12. Juni 1945 hielt sie sich in Höfingen/Kr. Leonberg als Ausgebombte weiterhin unter ihrem Decknamen König auf. Nach dem Krieg, am 23. Mai 1945, bescheinigte Pfarrer Müller ihre Flucht durch Deutschland, damit sie wieder in den Besitz von gültigen Ausweispapieren kam. Im Juni 1945 gelang endlich das ersehnte Wiedersehen mit Tochter Renate und Ehemann Hugo in Garmisch-Partenkirchen.

Denn Vater und Tochter Knewitz hatten ebenfalls Frankfurt im August 1944 verlassen, um dem weiteren Druck von Seiten der Gestapo zu entgehen. Als Frau Knewitz am Tag der Vorladung bei dem Gestapo-Beamten Schmidt nicht erschienen war, wurde Herr Knewitz zur Gestapo zitiert. Mehrmals wurde er vorgeladen, beleidigt und bedroht und der Gestapo-Beamte sagte zu ihm: „Wenn Sie den Aufenthalt Ihrer Frau wissen und nicht sofort melden, dann werden Sie und ihre Familie getötet, ihre ganze Sippe wird vernichtet.“ ... „Da ich die fortgesetzten Quälereien nicht mehr ertragen konnte, evakuierte ich bis August 1945

nach Ehrwald/Österreich, wo ich 13 Monate blieb“, schrieb er im Juli 1946 der „Hilfsstelle für rassistisch verfolgte Christen“ in Frankfurt.

Margarete Knewitz wollte über diese Zeit nie mehr sprechen. Als man zu ihrem 90. Geburtstag ihr Leben Revue passieren ließ, blieb diese Zeit ausgespart. Sie habe deutsch gefühlt, gedacht und gelebt, sei in konventionellem Sinne religiös gewesen. Jüdische Lebenszusammenhänge waren ihr fremd gewesen – dies hatte ihr auch das Deutsche Reich nicht aufzwingen können, bezeugt die Freundin der Familie Erica Ludolph. Sechs Jahre nach ihrer Befreiung wurde die Familie endgültig zerstört. Tochter Renate und der Schwiegersohn kamen bei einem Flugzeugabsturz in Amerika ums Leben. Margarete Knewitz starb 1982 im 93. Lebensjahr in Frankfurt am Main.



## „Nur der brennende Hass hielt einen aufrecht“

Das Schirmgeschäft Rhotert in der Frankfurter Innenstadt existiert noch heute. Es wird aber seit den siebziger Jahren nicht mehr von den Rhoterts geführt. Die Werbung „An der Liebfrauenkirche kauften schon Ihre Großeltern den guten Rhotert-Schirm“ klingt manchen Einheimischen noch in den Ohren. Dass die Familie während der Zeit des Nationalsozialismus verfolgt wurde, weiß aber vermutlich kaum jemand.

Nur über Umwege und unerwartete Hinweise bin ich auf die abenteuerliche Geschichte dieser Familie aufmerksam geworden. Der erste Hinweis kam vom Sohn des Pfarrers Welke. Er erinnert sich an den Namen Rhotert und an manche Schirmchen, die er als kleiner Junge geschenkt bekam, wenn er mit seiner Großmutter am Liebfrauenberg vorbeiging. Geschenke behalten Kinder in Erinnerung, und vermutlich spürte das Kind auch die Gefühle der Dankbarkeit von Seiten der Rhoterts gegenüber der Familie Welke. Denn auch dieser Familie hat Welke bei der Flucht vor den Nazis geholfen. Der verschwiegene Pfarrer hat kaum Namen genannt, aber seinen Söhnen Geschichten von Bergpässen, vom Bodensee und von Kohlentendern erzählt. Das waren die Fluchtwege der aus Frankfurt Geretteten.

Gründervater des Schirmgeschäfts am Liebfrauenberg war Aloys Rhotert aus Düsseldorf, der regelmäßig zur Frankfurter Messe kam und dann sein Geschäft nach Frankfurt verlegte. Als dessen Sohn Carl Rhotert im Jahre 1920 Erna Heinemann heiratete, war dies keine ausgesprochene Liebesheirat. Denn Erna, die aus einer assimilierten jüdischen Familie kam, hatte sich während ihrer künstlerischen Ausbildung an der Städelschule in Frankfurt in einen Maler verliebt. Ihrem Vater war ein brotloser Künstler offenbar nicht recht. Erna gab dem Wunsch ihres Vaters nach und arrangierte sich in dem neuen Familien- und Geschäftshaushalt der Rhoterts. Sie führte das Geschäft in den zwanziger Jahren nachdem sich die Rhotert-Eltern aus Altersgründen zurückzogen hatten.

Nach der Geburt von Tochter Maya im Jahr 1926 blieb Erna Rhotert weiterhin tätig, zog sich aber aus gesundheitlichen Gründen immer häufiger zurück. Nach einer schweren Erkrankung erholte sie sich lange und wiederholt in einem Südtiroler Dorf. Immer öfter blieb sie Frankfurt und den Frankfurtern fern. Trotzdem hatten 1933 die Nationalsoziali-

sten ihre jüdische Herkunft im Blick, obwohl doch die „Mischehen“ im Geschäftsleben – und besonders der deutsch klingende Name Rhotert – kaum auffielen. Neben den Partei-Fanatikern neidete wohl auch mancher Konkurrent einem gut eingeführten Geschäft den Erfolg.

Die Nationalsozialisten machten Druck, und Erna Rhotert musste als Geschäftsführerin ausscheiden. Sie durfte ihren eigenen Laden nicht mehr betreten. Die aufgemalte „Judenfratze“ an der Schaufensterscheibe des Geschäfts erwähnte sie noch Jahre später.

Ihr Ehemann Carl war daher gezwungen, sich einen „arischen“ Teilhaber zu suchen. Außerdem ließ sich das Ehepaar 1939 scheiden: zur Rettung des Geschäftes, des Ehemannes und der Tochter. Mit einer Scheidung sollte der Druck genommen und die Existenz gesichert bleiben. Darüber hinaus hatten die Rhoterts Zwangsabgaben zu zahlen, die von den Nationalsozialisten nach dem 9. November 1938 als „Sühneleistung“ deklariert wurden.

Viele Mischehepartner entschlossen sich damals zu einer Trennung, um die Kinder zu schützen und sie vor weiterer Verfolgung zu bewahren. Erna Rhotert selbst dachte an Emigration und legte einen Teil ihres Geldes im Colle Isarco/Südtirol in einer „Hotelpension Gudrun“ an.



Brennendes Schirmgeschäft Rhotert im Jahre 1938. Vermutlich wurde der Brand kurz in oder nach der Pogromnacht gelegt

Gleichzeitig half sie ihrer Schwester Alice und ihrem Mann Max, ins Exil nach Holland zu fliehen. Dabei geriet sie erneut ins Visier der Frankfurter Gestapo. Über Nacht musste sie fliehen. „Heimlich und ohne Papiere“ verließ sie die Wohnung in der Corneliusstraße. Eine traumatische Erinnerung für die zwölfjährige Tochter Maya, die morgens das Bett ihrer Mutter leer vorfand.

Zu dem einen Unglück kam ein zweites. Im Colle Isarco, ihrem gewählten Exil, wurde sie um Schmuck und finanziellen Einstand in die Pension betrogen. Es gelang ihr, – immer noch ohne Papiere - von Südtirol illegal in die nahe Schweiz zu fliehen. Dort war sie als Illegale überhaupt nicht willkommen. Die Schweizer Behörden wirkten auf eine „Ausschaffung“ (Abschiebung) ins nationalsozialistische Reich hin. Den einzigen Ausweg sah sie in einer Heirat und inserierte in den Zeitungen unter der Rubrik „Eheanbahnung“. Zum Glück fand sich unter den vielen älteren Männern ein Passabler: Arthur Schaub war gleichaltrig und nicht nur eine Verlegenheitslösung, als sie ihn am 23. Februar 1940 in Bern heiratete. Gerade noch rechtzeitig fand die Heirat statt, denn am Tage des Eheversprechens lag der Ausweisungsbefehl der Fremdenpolizei im Briefkasten. Aber nun war sie gerettet.



Maya Rhotert, Aufnahme ca. 1938

Tochter Maya, die ihrer Mutter eigentlich in die Schweiz folgen sollte, blieb bei ihrem geliebten und hilfebedürftigen Vater in Frankfurt, nachdem der einen schweren Herzanfall bekommen hatte. 1946 notierte sie auf knapp zwei Seiten, was sie in all diesen Jahren durchlitten hatte. Später sprach sie auch in der Familie nicht mehr davon.

Maya, das unfreiwillige Scheidungskind, schrieb in diesen „Erinnerungen einer Zwanzigjährigen“: „In der Schule war ich der einzige Mischling in der Klasse und wurde von Lehrern und Kindern gehänselt und gequält. Auf dem Heimwege rief man mir „Jud“ nach, und man stieß und schlug mich. Eines Morgens bemerkte ich, dass das Bett meiner Mutter leer war, ich lief zu meinem Vater und fand ihn in großer Verzweiflung. Mutter war heimlich und ohne Papiere geflüchtet. Wird sie durchkommen? Oder wird sie an der Grenze von den Nazis geschnappt und auch so gequält werden wie meine Tante, die sich dann die Pulsadern öffnete? Nach drei Tagen erhielten wir Nachricht, dass Mutti gerettet war. Sie war in der Schweiz bei guten Freunden. Nun begann für uns erst recht eine schwere Zeit. – Als ich sechzehn Jahre alt war, musste ich die Schule verlassen. Meinen großen Wunsch Malerei zu studieren, konnte ich nicht verwirklichen, im Gegenteil, jede Berufsmöglichkeit war mir gesperrt. Eine Zeitlang konnte ich bei Bekannten im Haushalt arbeiten. In meiner Freizeit war ich als Kurier tätig. Mein Vater wurde streng überwacht. Trotzdem gelang es unseren Leuten, verschiedene Bomben zu legen. Durch die Erschütterung der von der Air Force geworfenen Bomben sollten dieselben ausgelöst werden. Leider gab es in einer benachbarten Stadt zu früh eine Explosion, und neun unserer Jungen wurden hingerichtet.

Diese Zeit war furchtbar. Man wusste nie, ob man dem Nächsten trauen konnte, war dauernd gehetzt, bewacht, bedroht, es waren ja so viel und alle hingen zusammen und immer mehr verschwanden – „sprangen ab“ oder wurden erwischt. Und dann die dauernden Luftangriffe – es war oft – wenn alles abbrannte und man die Toten sah, die Leichen, die zerstückelt und unkenntlich in Körben weggetragen wurden, die winzig zusammengeschrumpft in den Kellern lagen, und all die Sterbenden und Verletzten – dann war es schwer zu helfen, alles noch mehr zu vernichten und zu töten. Nur der brennende Hass hielt einen aufrecht. Mein Onkel mit der ganzen Familie, mit seinen zwei Kindern wurde deportiert – der Transport hat nie das Lager erreicht. Kein Mensch lebt mehr davon.



Maya Rhotert (rechts) und ihre beste Freundin Gisela

Meine Freundin wurde erschossen, weil sie mit einem Juden verlobt war – sie war Italienerin. Dauernd verschwanden Leute – niemand wusste wohin – und dann bekamen die Angehörigen die Urne zugeschickt.“

Maya musste die Elisabethenschule, ein Frankfurter Gymnasium für Mädchen, verlassen, weil die Schulleitung den schnellen Vollzug einer „judenfreien“ Lehranstalt vermelden wollte. Sie wechselte auf die private Anna-Schmidt-Schule. Obwohl die Direktorin Käthe Heisterbergk alle „halb-jüdischen“ Schülerinnen zu schützen wusste, verließ sie im März 1943 die Schule. Sie konnte sich nicht mehr auf den Unterricht konzentrieren. Das spiegeln die Zensuren in den Fremdsprachen wider. Obwohl sie sehr gut Englisch und Französisch sprach, waren ihre Noten nicht dementsprechend.

Erst fünfzig Jahre später traf sie mehrere ihrer alten Schulfreundinnen wieder, darunter auch viele „Bekleckerte“, wie sich eine ehemalige Absolventin vom „Lyzeum Schmidt“ selbst nannte, die dank der Direktorin als „halb-jüdische“ Schülerin bis 1945 die Schule besuchen konnte. Zwar konnten die gefährdeten Schülerinnen das mündliche Abitur nicht mehr machen, aber bis zum Schriftlichen immerhin hatte die couragierte Direktorin Heisterbergk ihre Schülerinnen gebracht. Allerdings waren sie jünger als Maya und nicht in ihrer Klasse gewesen.

Ihr Vater Dr. phil. Carl Rhotert war bis 1933 in der Friedensbewegung engagiert und später aktives Gemeindemitglied bei den Gottesdiensten der Bekennenden Kirche. Vielleicht war dies der Gestapo ein Dorn im Auge. Die Rhoterts hatten zudem Hugenotten als Vorfahren, ein weiterer Grund für die besondere Aufmerksamkeit der Nationalsozialisten. Wer einmal im Visier oder in den Karteien der Gestapo vermerkt war, musste mit ständigen Beobachtungen und Überprüfungen rechnen.

Zur Absolvierung ihres Pflichtjahrs konnte Dr. Rhotert seine Tochter im Haushalt einer befreundeten Familie unterbringen. Ihren Wunsch, wie die Mutter Malerei zu studieren, konnte sie nicht verwirklichen. An der Städel-Schule wurde sie nicht aufgenommen. Selbst bei ihrem



Maya Rhotert (links) und ihre Freundin Hilde Lückel während des Krieges 1943. Hilde starb kurz nach dieser Aufnahme durch einen Querschläger



Vater im Geschäft durfte sie keinen Lehrberuf ergreifen. Das Arbeitsamt verbot ihr jegliche Berufsausbildung. Darüber hinaus wurden seit 1944 alle „halb-jüdisch“ Verfolgten in kriegswichtigen Betrieben zwangsverpflichtet. Ihr Vater wollte sie auf jeden Fall davor schützen.

Wieder sprach Dr. Rhotert einen Bekannten an, einen Ingenieur. Dieser beschäftigte das Mädchen als Sekretärin in seiner Firma, obwohl es dafür überhaupt nicht ausgebildet und völlig ungeeignet war. Offiziell firmierte sie als Hilfsarbeiterin. Um sie der Aufmerksamkeit der Frankfurter Gestapo zu entziehen, nahm er Maya und den ebenfalls bei ihm angestellten sechzigjährigen „halb-jüdischen“ Erich Cohn mit in ein Zweigwerk nach Waldkirchen in Bayern. Der Ingenieur war dort als Geschäftsführer der Deutschen Gold- und Silberscheideanstalt, kurz Degussa, eingesetzt.

Zum ersten Mal fragte Dr. Rhotert bei Pfarrer Welke im Herbst 1943 an, was er denn tun könne, um seine Tochter zu schützen. Rhotert wusste, dass Welke „schon mehrere politisch Verfolgte gerettet hatte“. Sie beratschlagten von da an ständig, wie sich Maya der zunehmenden Kontrolle entziehen könne. Maya erwähnt in ihren Erinnerungen Kurierdienste, für die sie zur Verfügung stand. Es ist durchaus möglich, dass sie für die Bekennende Kirche zu bedrohten Familien gegangen ist und sie vor „Aktionen“ seitens der Gestapo gewarnt hatte. Sie sprach ja perfekt Französisch und Englisch und geriet zunehmend in den Verdacht, illegal tätig zu sein. Schließlich verdächtigte man sie, für eine französische Widerstandsbewegung zu arbeiten.

Aus der Schweiz versuchten nun auch Mutter und Stiefvater zu helfen. Mit ihrem Mann Arthur Schaub unternahm Mutter Erna mehrere Anläufe zur Rettung von Maya: „Wir versuchten sie durch einen Mannheimer Schiffer in die Schweiz einzuschmuggeln, was aber misslang; mein Mann (Schaub) schwamm zweimal bei Wylen über den Rhein auf die deutsche Seite, um sie zu holen. Aber da wir sie nicht rechtzeitig verständigen konnten und sie überwacht wurde, glückte es nicht. Auch ein Adoptionsantrag meines Mannes blieb auf dem Schweizer Konsulat in Chiemsee liegen“, schrieb sie 1946.



Arthur Schaub gemalt von Erna Rhotert.

Im September 1944 schrieb Maya ihrem Vater einen Brief, in welchem sie ihn aufforderte, aus dem bombardierten Frankfurt zu ihr in „Sicherheit“ nach Waldkirchen zu kommen. Sie brauchte den Schutz des Vaters aber vor allem deshalb, weil ihr der Ingenieur, der doch als Bekannter von Carl Rhotert galt, allzu nahe gekommen war. Die Dankbarkeit und Bewunderung, die das junge Mädchen ihm gegenüber zeigte, missdeutete er als Aufforderung zu sexuellen Übergriffen. Erst als die Ehefrau des Ingenieurs wieder auftauchte, konnte Maya sich seiner Nachstellungen erwehren. Darüber hinaus wurde der Schutz des Ingenieurs immer brüchiger. Im Herbst 1944 mussten sich Maya und Cohn in Waldkirchen gesundheitlich untersuchen lassen. Es wurden Arbeitskräfte für ein Lager in der Nähe von Passau benötigt, und selbst der zu 80% geschädigte



Mit diesem Foto zeigt Arthur Schaub, dass er Maya über den Rhein schwimmend retten will

Cohn – mit nur noch einem kleinen Stückchen Magen im Bauch, wie Maya später schrieb - wurde für tauglich erklärt und die Tbc bei Maya als Gesundheitsschaden nicht anerkannt. Man verdächtigte Maya sogar, „Volljüdin“ zu sein. Bei dieser Überprüfung wurde ihr am 6. November 1944 ihre Kennkarte eingezogen. Ohne Ausweis bekam sie auch keine Lebensmittel und war jetzt vollständig von ihrem Chef und seiner Familie abhängig. In deren sehr kleiner Wohnung war sie nun versteckt und ging nur nachts zum Luftschnappen vor die Tür. Die Ehefrau des Ingenieurs wurde zunehmend nervöser. Sie hatte zwei halbwüchsige Jungen, und Mayas illegaler Aufenthalt führte zu Spannungen zwischen den Ehepartnern. Schließlich fingierte ihr Chef ihre Rücküberweisung an das Arbeitsamt nach Frankfurt, während sie in der Wohnung der

Familie der Dinge harrte. Für seinen Angestellten Erich Cohn erreichte der Ingenieur einen Aufschub von zwei Wochen.

Nun sollte für Maya die Heirat mit einem Schweizer die Rettung bringen, und sie schrieb darüber: „In dieser bedrängten Lage schien es eine glückliche Lösung zu sein, dass ein Schweizer, der mir vor einiger Zeit einen Heiratsantrag gemacht hatte, mir jetzt eine sofortige Heirat anbot, um mich zu retten. Es gelang uns durch Hilfe eines Standesbeamten in Frankfurt, die Vorbereitungen und auch die Veröffentlichung des Eheversprechens in der Schweiz geheim zu halten.“

Wie kam sie jetzt überhaupt nach Frankfurt zurück? Für das Aufgebot im Frankfurter Standesamt musste sie dort erscheinen. Sie wagte sich, „verkleidet nach dem Westen zu fahren – ohne ein einziges Papier, nur mit einer Aktentasche, von der ich behauptete, dass sie sehr wichtige Dokumente enthielt. Ich kam gut durch, fand sogar einen Beschützer in Gestalt eines Obersturmführers (ein SS-Rang, P.B.).“ Das war ein junger Mann, den sie im Zug kennen gelernt hatte und der offenbar von der Schönheit und dem Charme der jungen Frau beeindruckt war. Durch die ungeteilte Aufmerksamkeit des Uniformträgers war sie vor Kontrollen geschützt. In Frankfurt ging sie zum Standesamt, und auf ihrem Weg zurück nach Waldkirchen begleiteten sie Pfarrer Welke und sein Schwager, Dr. Gottfried Schwander, zum Zug im Hauptbahnhof. Die Wehrmachtsuniform des Arztes verhinderte Kontrollen, und Pfarrer und Doktor konnten sie sicher ins Abteil setzen. Daran erinnert sich der über neunzigjährige Dr. Schwander in Frankfurt. Er wusste auch noch den Zeitpunkt: Herbst 1944.

Dann aber, kurz nach ihrer Abreise aus Frankfurt, wurde der Schweizer wegen Abhörens des „Feindsenders“ und anderer Anschuldigungen vermutlich denunziert. Sie schrieb darüber: „Doch kurz vor der Trauung wurde mein Bräutigam plötzlich aus politischen Gründen von der Gestapo verhaftet und ins Gefängnis gebracht. Durch einen bei ihm gefundenen Brief an seinen Vater wurde ich schwer belastet.“ Maya wurde nun ebenfalls wegen Landesverrat und Werkspionage gesucht und sollte verhaftet werden. Auch ihr schwer herzkranker Vater wurde der Beihilfe beschuldigt. Als ein Anwalt von der Bedrohung für die Verlobte erfuhr, verständigte er sofort Dr. Rhotert. Nun musste sehr schnell gehandelt werden. Dr. Rhotert rief den Ingenieur in Waldkirchen an. Dem ge-

lang es, die beiden Verfolgten Maya Rhotert und Erich Cohn auf einem Holztransport nach Westen mitzunehmen.

Zwei Stunden nach ihrer überstürzten Abfahrt aus Waldkirchen durchsuchte die Gestapo die Wohnung des Ingenieurs. Maya erinnerte sich an die beschwerliche Fahrt: „Der Eigentümer des Fuhrunternehmens saß am Steuer, der kleine Andrej, ein fünfzehnjähriger Russe, der die Peitsche besser kannte als seinen Strohsack, sollte ganz allein die Ladung überwachen und den Ofen heizen. Offenbar war es ein mit Holz angetriebener Wagen, wie sie damals wegen des Benzinmangels benutzt wurden. Andrej versagte vollständig, und ich fuhr als zweiter Heizer mit. Neben dem Fahrer saßen ein Nazi, der noch Geld aus Pforzheim retten wollte, und der Ingenieur. Nach all der Stubenluft die eiskalte Februarluft auf dem offenen Wagen. Unterwegs ging auch noch die Batterie kaputt und der Wagen sprang nicht mehr an. Trotzdem kamen wir nach Westen. Einmal wurde mir schlecht, das war, als wir von einem Wagen abgeschleppt wurden, dessen Besatzung SS war. Der Besitzer des Wagens war plötzlich sehr gehorsam und wollte nur wohin, wo keine Flieger waren. Und so fuhr er uns direkt zu meinem neuen Versteck. Als er hörte, die Amerikaner seien schon ganz nah, fuhr er heimlich ohne uns mitzunehmen ab. Er hatte Angst. Angst vor den Jabos (Jagdbombern, P.B.) und auch vor seinem kleinen Andrej. Angst vor allem. Für uns war es die Rettung ... Da die Amerikaner bereits am Rhein standen, als ich nach Homburg kam, so hielten mein Vater und auch Pfarrer Welke die weitere Flucht nicht mehr für notwendig, und ich hielt mich deshalb in einem einsam gelegenen <Gotischen Haus> bei Bad Homburg verborgen bis die amerikanischen Befreier eintrafen, was nicht lange dauerte.“

Nach 1945 haben weder Pfarrer Welke noch das Ehepaar Kahl von sich aus über die Rettungen gesprochen. Es waren Geschichten, die sie ihren Kindern erzählten, mitunter – wie bei Tuschi Müller - hatte sich eine Freundschaft zu den Kahl-Söhnen ergeben. Namen weiterer Geretteter wurden nicht überliefert. Es ist eine mühsame Puzzlearbeit, einzelne Begebenheiten, Hinweise und Notizen zu einem Gesamtbild zusammenzufügen. Über die letzten Kriegsmonate des Jahres 1945 ist kaum etwas bekannt. Außer einer kurzen Anmerkung von Annemarie Welke konnte diese Lücke nicht wirklich gefüllt werden: „Noch 1945, vor der Befreiung durch die Amerikaner, versteckten beide (Kahl und



Evang.-luther. Pfarramt  
der Paul Gerhardt-Gemeinde

Frankfurt am Main-Niederrad  
Kleinbahnknotenstr. 27

FRANKFURT A. M. 5. Nov. 1946

Tgb.-Nr.: 473

Betrifft:

Pfarramtliches Zeugnis.

Fräulein Maja Rhotert, wohnhaft in Frankfurt/Main, Corneliusstr. 17, ist mir seit dem Jahre 1943 bekannt. Ihr Vater Herr Dr. phil. Rhotert kam Ende des Jahres 1943 zu mir, um sich Rat zu holen, wie seiner Tochter, die Halbjüdin ist und dementsprechend von der Gestapo unter politischer Verfolgung stand, zu helfen sei. Fräulein Rhotert befand sich damals vor allem aber im Herbst 1944 in einer sehr bedrängten Lage. Sie war nach Waldkirchen (Niederbayern) dienstverpflichtet und in eines der berüchtigten Arbeitslager bei Passau eingewiesen worden. Dieser Einweisung konnte sie sich durch Versteckthalten entziehen. Ihre Lage wurde dadurch besonders schwierig, dass sie ohne jeden Personalausweis war. Wir berieten damals mehrere Fluchtpläne. Da schien es eine besondere Pfüng zu sein, dass ihr in dieser bedrängten Lage ein mit ihr schon lange befreundeter Schweizer einen Heiratsantrag machte und sie in die Schweiz bringen wollte. Die Aufgebote waren bereits bestellt worden, alles schien gut zu gehen, als ihr Verlobter plötzlich aus politischen Gründen von der Gestapo verhaftet wurde und ins Gefängnis kam. Dadurch wurde die Lage von Fräulein Rhotert fast hoffnungslos, sodass eine sofortige Flucht in die Schweiz vorbereitet werden musste. Zu dieser Flucht kam es dann nicht, da man in letzter Stunde, dem Versteck von Fräulein Rhotert in Waldkirchen auf die Spur gekommen war. Sie konnte sich mit einem Holztransport in mehrtägiger Fahrt von Passau bis Bad Homburg vor der Höhe durchschlagen. Ich riet ihr, in ihrem neuen Versteck in dem einsam gelegenen "gotischen Haus" bei Bad Homburg bis zum Einmarsch der Amerikaner zu bleiben. Bald darauf wurde sie dann durch die Amerikaner befreit. Ich besenige, dass Fräulein Rhotert die Last der Verfolgung und vor allem die seelische Bedrückung durch die Nazi-Herrschaft sehr zu spüren bekommen hat. Es kommt für sie erschwerend hinzu, dass ihr Gesundheitszustand vor allem in den letzten Jahren des Naziregimes äußerst gefährdet war.



H. Welke, Pfarrer

Bescheinigung von Pfarrer Heinz Welke der Ev. Paul-Gerhardt-Gemeinde über Verfolgung und Flucht von Maya Rhotert vom 5. November 1946

Welke, P.B.) gemeinsam in einer Höhle in Königstein Juden, die mein Mann mit Lebensmitteln versorgte.“

Diese drei Rettungsgeschichten sind hier in gekürzter Form meinem Buch „Mit falschem Pass und Zyankali“ entnommen.



**Prof. Dr. Reiner Wiehl**  
**In Erinnerung an Pfarrer Heinz Welke**

Pfarrer Heinz Welke gehört zu den von mir zutiefst bewunderten Menschen, und dies, obwohl ich ihn kaum gekannt habe und das, was ich von ihm wusste, dem Anschein nach sehr wenig war.

Ich lernte Pfarrer Welke durch den Konfirmandenunterricht kennen, den er in Frankfurt a.M. in der Kuhwaldgemeinde als junger Vikar zusammen mit Pfarrer Otto Fricke gab. Ich bin ein Junge aus einer halb-jüdischen Familie gewesen, in der die Mutter aus jüdischem Haus ihre Kinder für eine christliche Erziehung bestimmt hatte. Meine Einstellung zum Christentum und zur Religion überhaupt, war damals in den wichtigsten Entwicklungsjahren eine Mischung aus Gleichgültigkeit und Ablehnung. Es war eine Folge dessen, was ich selbst und meine Familie an Ausgrenzung und lebensbedrohenden Verfolgungen durch die nationalsozialistischen Behörden erfahren haben. So erinnere ich mich an die von Pfarrer Welke gegebenen Konfirmationsstunden kaum noch mehr als (an) eine trockene, mich kaum berührende Angelegenheit.

Und gleichwohl war Pfarrer Heinz Welke für mich schon damals ein sehr bewunderter, ja verehrter Mann. Was ich über ihn wusste war so gut wie nichts und doch mehr als alles andere. Ich wusste, dass er im Geheimen tollkühn mit der Rettung jüdischer Mitbürger beschäftigt war. Für den jungen unerfahrenen Menschen war er der Mann, der die Pässe zur Rettung jüdischen Lebens beschaffte. Damals wusste ich nichts über seine enge, heute bekannt gewordene Zusammenarbeit mit dem Hause unserer unmittelbaren Nachbarn, dem Arzt Dr. Fritz Kahl und die tollkühne Rettung dreier jüdischer Mitbürger, die bei der Familie Kahl im Keller versteckt waren, und denen Frau Margarete Kahl den Fluchtweg in die Schweiz eröffnete. Nach meinem damaligen Eindruck gehörte Pfarrer Otto Fricke und seine Kuhwaldgemeinde kirchenrechtlich mit dem Vikar Welke direkt zusammen. Aber ich habe die beiden Persönlichkeiten in der unterschiedlichsten Erinnerung. Pfarrer Fricke im vollen Bewusstsein der öffentlichen Bedeutung seines Kirchenamtes als Pfarrer einer Gemeinde, bedacht auf Würde und Repräsentation im öffentlichen Auftritt im Gottesdienst und einer der großartigsten Prediger, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe. Dagegen wirkte Pfarrer Welke eher schlicht und bescheiden, dafür dem einzelnen Men-



Prof. Dr. Reiner Wiehl und Anita von Bonin werden 1963 von Pfarrer Welke in der kleinen Kirche in Frankfurt Niederrad getraut.

schen aber direkt zugewandt und auf dessen Anliegen eingestellt. Ich war damals zu jung. Der Altersunterschied zu ihm, der auch noch ein junger Mann war, wie ein Kind zu einem Erwachsenen. Erst sehr viel später habe ich erfahren, wie er damals in jener Schreckenszeit für meine kleine gänzlich isolierte Familie immer persönliche Verbindung gehalten hat. Aber als ich auf Grund der nationalsozialistischen Rassengesetze mit dem 14. Lebensjahr das Lessinggymnasium in Frankfurt verlassen musste, fand sich kein Lehrer, der mit einem Wort des Bedauerns meinen Hinauswurf aus der Schule kommentiert hätte. Ich verdanke Pfarrer Heinz Welke, dass ich damals dank des von ihm aufgebauten Netzwerks zur Rettung jüdischer Mitbürger, durch zwei Lehrer Nachhilfeunterricht erhielt. Die eine Lehrerin, seine spätere Ehefrau Annemarie Schwander.

Was ich aus jenen Schreckensjahren, den Jahren 1945 hinübergenommen habe, ist das Gefühl tiefster Dankbarkeit und Verehrung für einen Mann und eine Frau, die durch ihren Mut bewiesen haben, was hohe menschliche Tugend vermag, auch wenn es aussichtslos scheint. Als ich im Jahre 1963 Anita von Bonin heiratete, war für mich selbstverständ-

lich, dass als Pfarrer für die Handlung der Trauung nur ein Mann in Frage kam: Pfarrer Heinz Welke, dem ich durch diesen Schritt auch meine Bewunderung zum Ausdruck bringen wollte.

Heidelberg am 24. August 2010

Prof. Dr. Wiehl starb am 30. Dezember 2010 im Alter von 81 Jahren in Heidelberg.

## **Erinnerungen 1939-1949**

### **von Erica Ludolph**

Pfarrer Heinz Welke: noch heute für mich ein schmaler, entschiedener, scharf denkender junger Mann, der in der Bekennenden Kirche die Nachfolge Christi lebte. Ein stählerner Wille. Unauffällig; aber in ganz hellem Licht: einer unserer Retter in Frankfurt am Main, damals in der Dreifaltigkeitsgemeinde hinter dem Westbahnhof. Gemeinsam mit dem leitenden Pfarrer Otto Fricke (vor dem wir Jungen in verehrender Ehrfurcht lebten), gestützt, unter anderem von Caroline Weber, der ersten Fürsorgerin am Städtischen Krankenhaus.

Pfarrer Welke, nur 10 Jahre älter als ich, war anfaßbarer, bewunderter Mitkämpfer, mit präzisiertem Geist und starker Seele. Er arbeitete für die Mutter meiner Freundin, Frau Knewitz, jüdischer Herkunft, evangelisch getauft, erzogen, verheiratet („Mischehen“), verfolgt unter dem Nazi-Regime, den Fluchtplan aus. Nach Erhalt der Vorladung zur Gestapo in der Lindenstrasse floh sie um ihr Leben. Im Einverständnis mit meiner Mutter begleitete ich sie als „Tochter“ von Frankfurt nach einem Gut bei Cuxhaven (Nordsee).

Wir hatten in der Bekennenden Kirche ein Netzwerk von Vertrauten in ganz Deutschland. Im Jahr 1944 durfte man mit dem Zug nur 100km pro Person reisen. Bei Fliegerangriffen konnten Menschen mit gelbem Stern oder einem mit „J“ (Jude) gekennzeichneten Pass weder die Reichsbahn noch die Schutzräume aufsuchen. Bahnhöfe wurden ständig scharf kontrolliert.

Pfarrer Welke hatte alles ausgearbeitet: die 100km-Strecken, die Abholungen, Übernachtungen. Wir hatten Telefonnummern auf winzigen Zettelchen uns unbekannter Helfer von ihm, für jede Etappe: „Bei Gefahr sofort zu schlucken!“ Unser Kennzeichen: Frau Knewitz weißes Haar, eine „Berliner Illustrierte“ in meiner Hand. In würgender Angst reisten wir viele Tage lang nach Osten, Westen, Norden.

Und doch: der eine feste Punkt, Pfarrer Welke. Er weiss, er führt, er betet mit den anderen in Frankfurt. Verschlüsselt gab es Kontakte zu unserem Eintreffen. Unser Gastgeber rief umgehend Welke an: „Herr Pfarrer, stellen Sie sich vor, wir haben heute 2 Eier als Sonderzuteilung



Erica Ludolph im Internat im Schwarzwald, 1938

bekommen! Wir geben sie natürlich gleich weiter an meine Eltern in ...; sie haben noch weniger zu essen als wir hier“.

Er und das Netzwerk trugen uns. Frau Knewitz überlebte nach Monaten in norddeutschen Verstecken. Ihr Mann und meine Freundin wurden von Helfern in Österreich verborgen.

Schon Ende 1945 waren die Pfarrer Fricke, Welke, Freudenberg, Gollwitzer zusammen in der neuen „Jungen Gemeinde“ in Frankfurt. Sie waren alle durchs Feuer gegangen, unsere Pfarrer. Wir auch, mit ihnen tief verbunden im Dank für das Ende von Mord und Zerstörung durch unser Land, auf der Suche nach einem Weg zum Neuanfang unter dem Wort Gottes.

Wieder war es der junge Pfarrer Welke, der uns, Studenten, Verfolgte, junge Menschen aus der Bekennenden Kirche, mit Erfahrung, Einsicht und Wahrhaftigkeit rasch nahe stand.

Dann war er Pfarrer der Paul-Gerhardt-Gemeinde Niederrad. Viele Jahre lang war ich nicht mehr in Deutschland. Nichts war je vergessen.

Er lebte, Kämpfer in blendend hellem Licht seines Glaubens, was er erkannt hatte. Nun ist er schon lange bei seinem HERRN. Sein Beispiel bleibt. Es bleiben, Verehrung, Dank und Liebe.

Frankfurt am Main, 2. August 2010



## **Auszug aus der Rede zur „Achtung der Menschenrechte“ von Dr. Annemarie Welke (vermutlich Ende 90er Jahre gehalten)**

Liebe Freunde, liebe Mitstreiter ...

... Gern hätte ich in den letzten Wochen meinen Mann gefragt oder seine Freunde wie Martin Niemöller, der ehemalige Kirchenpräsident von Hessen-Nassau, den großen Theologen Karl Barth, der mutig in der Nazi-Zeit als Schweizer die Nazi-Ideologie bekämpft hat, und Helmut Gollwitzer, der mit seinen Studenten in Berlin gekämpft hat zur Zeit der Studentenproteste und bis zu seinem Tod sich mutig eingemischt hat in der Friedens- und Notstandsbewegung. Sie alle sind gestorben. Nur wenige dieser Generation und der Zwischengeneration, zu der ich gehöre, sind noch am Leben. Ich habe mühsam in den letzten Wochen die Wahrheit herauszufinden versucht, die den Fakten meiner und der Biographie meines Mannes gerecht werden.

Es sind drei Punkte, die für mich wichtig geworden sind, die Aufarbeitung der geschichtlichen Ereignisse, der Bezug auf die Befreiungs- und Erinnerungstraditionen der Bibel – sie können hier nur kurz angesprochen werden – und das Gedenken an die Opfer, die ausgelöscht sind. Dabei bleiben Ungerechtigkeit, Frevel und Schuld zurück, zumindest für meine Generation. Ich möchte aber an dieser Stelle von den Kräften reden, die nach 1945 wegweisend waren für Christen und Atheisten, die den humanistischen Anspruch oder gar ihre Utopien nicht aufgegeben haben.

Kirchenpräsident Niemöller hat nach 1945 in der Ökumene gewirkt. Er war in allen Erdteilen bekannt, im Osten wie im Westen. Auch für mich und meinen Mann gab es nach 1945 im christlichen Friedensdienst und dann in anderen Friedensorganisationen internationale Verbundenheit mit den überlebenden Juden, den Franzosen, Holländern und mit all denen, die im Widerstand standen.

Der Widerstand war freilich nicht so groß, wie die Medien davon getönt haben. Auch in der Frankfurter ev. Kirche haben Pfarrer beim Einzug der Amerikaner weiße Fahnen gehisst, die Mitläufer oder sogar Mitschuldige in dem Nazi-Regime waren.

Für mich steht in meinen Gedanken mein Mann vor mir, wie ich ihn im Jahr 1941 kennen lernte, damals war er mitten im Kriege, obwohl er von der Gestapo ausgewiesen wurde, nach Deutschland zurückgekehrt. Er wollte seine Freunde im Untergrund oder in bestimmten nach außen hin getarnten Gruppen, wie es damals die ev. Studentengemeinde war, nicht im Stich lassen. Ein Freund meines Mannes, Kurt Gerstein, charakterisiert in Hochhuths „Stellvertreter“, hat den Weg durch die Institutionen gewählt, um dem Morden in den KZ/s entgegenzuwirken, ein anderer Freund hat den Tod gewählt, weil er als Offizier sich weigerte, Juden am Laternenpfahl aufzuhängen, mein Mann kämpfte im Untergrund und in dem kleinen Raum der Öffentlichkeit, den ihm mutige Vertreter der Bockenheimer Kuhwaldgemeinde immer wieder unter Einsatz ihres Lebens erkämpften. Mein Mann begegnete mir mit altem Schlapphut, einem zerfransten Gabardinemantel, 80 Reichsmark

Lanersbach, den 22. I. 43

Meine liebe Annemarie:

Wie froh man sich, als ich gestern gegen Abend (denn gegen 7 1/2 h.) vom 1. St. zurückliegend meine Heimkehrer sind dann bei dem lieben Brief v. B. vorfand. Wie leid hat es mich immer, dass ich so allein sein müßte, während ich hier die gute Weite bei mir habe. Aber bald meine Mädchen sind wir wieder zusammen, dann werden wir uns so fast will - aber nicht mehr trennen!

Die Arme müßt dich mit winterlichen Schustern von Dörfern und Seenähen abgeben und ich genieße hier in spärlicher Weise die Schönheit der Berge. Das ist doch eine ganz singerechte Verkörperung unserer Lebensführung.

Obwohl der Winterabend so gut und gespannt - müde verlaufen ist, freit mich sehr. Allerdings macht mich der müde Abend etwas Sorge. Meine Rückkehrung vom 1. Nov. 43 ist nicht ganz einfach. Man kommt dabei leicht in eine gefühlsmäßige Stimmung über den Begriff "Liebe". Ich habe eben das Kop. nicht so sehr für geeignet. Vielleicht würde ich folgendes vorschlagen. Von Romgräber soll eines der Spiel Leinwand - es besser noch alle - mitbringen und die besten nach vorherigen Lesen, selbst für mich der geeignete Brief ist.

Brief von Heinz Welke an seine spätere Frau Annemarie vom 22.1.1943 aus dem Zillertal.

Monatsgeld vom Pfarrer-Notbund in der Tasche, ausgemergelt, krank durch die Folterhaft, zugleich aber stark genug, um weiterhin mit seinem Freund Dr. Kahl in Kellern Frankfurts, zuletzt in einer Höhle bei Falkenstein im Taunus, bis die Amerikaner kamen, Juden zu verstecken und unter täglichen Gefahren am Leben zu erhalten.

Vieles wusste ich, an Aktionen war ich beteiligt, aber auch manches musste mein Mann verschweigen, weil mir gegebenenfalls Sippenhaft drohte und eine damit verbundene Folterung, die durch erzwungene Aussagen einen Widerstandsring sprengen konnte. In der Erinnerung stehen vor meinen Augen das Geheime Widerstandsnetz in Baden-Württemberg, konspirative Sitzungen angesichts des Attentats auf Hitler, geheime Fahrten an die Schweizer Grenze, um Juden über die Berge, durch den Bodensee, durch unterirdische Kanäle über die Grenze der

Vielleicht kann Herr Dornpöcher auch mit ein paar kleinen Worten die Probleme eines jeden Stückes herausstellen, ich hätte gern am Stück, auch das in die Passivform setzen lassen  
wäre.  
Und man will sich für, mein Verhalten, und etwas von mir erzählen. Gestern nachmittag verabschiedete sich - wie sich die schon schrieb - meine erste Skifahrt. Dr. Kahl, Gerhard sind sie - heute abend in Berlin - führen sich 1/2 3 Uhr los nach Hinterberg. Das etwa 200 m höher liegt als immer ist und 7 km weit von hier ist. Die Anstiege dortin nur noch andauernd aber dennoch schön. Manja schon sind noch anstrengender was dann die Abfahrt. Oft lag sie ammer Mann am Boden. Das ist nicht so noch leicht. Dürft nur sein kann dort die Abfahrt zu gefährlich, sind sie malen die Schien auf die Schienen sind gering per pedes kein. Ich möchte immerhin an die denken sind an das Versprechen, vorzüglich zu sein, das ist die gute Zeit, so bist die Antwort immer bei mir sind sie bei dir. Es ist so spät, kein Mann, hat die arme Frau die sie geprügelt sind sie Sorge gemacht. Die Zeit hat sich das geben. Heute man werde sie sehr bevor hier bleiben sind mit Hilfe einen kleinen Sparsparung machen die Sonne scheint ganz schön magt heute  
morgen.  
Ich komme hier die Post an. Das ist dann die Hauptstadt. Das Tages, wenn ich einen Brief von dir habe. Dann bist die ganz besonders malte.  
Mirum mir viel liebe Grüße sind einen guten Nacht, die du sagen soll wie lieb ich dich habe. Dein Hans.

Dieser Brief belegt den Skiurlaub von Kahl und Welke, den sie zur Tarnung ihrer Beteiligung an der Flucht von Eisenstadt/Müller Ende 1942 unternahmen.

Schweiz zu bringen. Auch hier gab es noch genügend Spitzel, die gefährlich werden konnten.

Was bedeutet es, wenn man illegale Bekenntnisschriften im Knorr-Erbswurst-Wagen von Berlin nach Hessen beförderte? Was bedeutet es, wenn die Gestapo Haussuchungen macht und man selbst auf den Schriften steht, die unter dem Teppich liegen? Was bedeutet es, wenn man die Gestapo im altertümlichen Vehikel vor die eigene Wohnung fährt, wo man gesucht wird, um dann zu flüchten? Keine Abenteuer, Gefahr drohende Wirklichkeit, Gehetztheit, Angst und ständiges Rechnen mit dem Tod, zumal man später erfahren musste, dass man auf der Liste des Gestapo-Gefängnisses stand, um noch liquidiert zu werden.

Mit diesem Mann habe ich mich 1941/42 verbunden, knappe 20 Jahre alt, seit 1936 in Frankfurt/Main, im Lessing-Gymnasium von einem Lehrer unterrichtet, der viel Mut besaß und um den wir jeden Tag bangten. Schwierigkeiten beim Studium, im Studienseminar Bespitzelung, durch jede Lehrprobe gefallen wegen mangelnder Nazi-Ideologie, nicht zur Prüfung zugelassen, um nur wenige persönliche Daten zu nennen. Unsere Wohnung, die Wohnung meiner Mutter in einem Haus, wo die rechte Hand des Gauleiters wohnte und in dem mein Mann und auch andere Gefährdete ein- und ausgingen. Nicht vorstellbar, welche Tarnung notwendig war.

Die kurzen Streiflichter mögen genügen. Der Heiligenschein, der um die Bekennende Kirche gelegt wurde, wurde aber nach dem Krieg immer blasser, vor allem durch meinen Aufenthalt 1950 in den USA, aber auch durch die Spaltung der Bekennenden Kirche und die zunehmende Anpassung. In dieser Zeit war Martin Niemöller immer ein Vorbild für mich. Er war unbequem als Kämpfer gegen Militarisierung, atomare Abrüstung, Intoleranz gegen politisch Andersdenkende, auch als einer, der die Sozialdemokraten immer wieder an ihren politischen Auftrag erinnerte und einen kritischen Dialog mit den Kommunisten führte. Ein Meilenstein auf diesem Weg war 1945 das Stuttgarter Schuldbekenntnis und 1947 das Darmstädter Wort der Bekennenden Kirche.

Ich möchte daraus drei Punkte vorlesen: 1944 wurde in der ev. Studentengemeinde in Darmstadt gemeinsam mit Niemöller, Gollwitzer und Heinrich Albertz erneut die Diskussion gestellt. Es wurde mir deut-

lich, dass mit der Bekennenden Kirche eine neue Epoche des gesamten Protestantismus auf Weltebene begonnen hat. Es war die Forderung für eine gerechtere und humanere Gesellschaft zu kämpfen, ein Kampf, den die Basiskirche der Katholiken in der Befreiungstheologie fortführte und heute noch fortführt.

...

Das Gewaltdenken breitet sich immer mehr aus. Auf allen Ebenen gewöhnen wir uns wieder an erschreckende Ereignisse wie Mölln, Solingen oder Lübeck. Der Brudermörder Kain geht wieder durch unsere Reihen.

Gollwitzer sagt einmal: Absolute Gewaltlosigkeit ist unmöglich. Nicht-Beteiligung an tötender Gewalt ist sinnvoll als Erinnerung an den Notcharakter der legalen Gewalt, als Protest gegen den Nicht-Abbau ungerechtfertigter Gewalt und gegen den Aufbau menschenfeindlicher Zerstörungskraft. In diesem Sinn lasst uns weitergehen mit diesem so unbequemen Jesus Christus, der im Kampf gegen Legalismus und Machtanspruch das alles umfassende Liebesgebot in den Mittelpunkt gestellt hat. „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst.“ Danach zu leben in unserer Gesellschaft bedeutet aber Widerspruch, Einmischung und sicherlich auch Leiden, wenn wir an Martin Luther King, an Camillo Torres oder den Bischof Romero denken.

Eine entscheidende Bewährungs- und Zerreißprobe steht uns allen noch bevor.

Christen können nicht neutral bleiben, sie müssen sich einmischen und sich entscheiden, auf welcher Seite sie stehen. Dazu gehört Mut und Zivilcourage.

Welke hat in mehreren Predigten die biblische Geschichte von der Stillung des Sturms durch Jesus mit der Situation der Kirche in der Hitlerzeit verglichen. „... dass die Kirche im Kampfum die Welt steht und dass es ein Kampf auf Leben und Tod ist“ (Predigt zu Matthäus 8, 23-27 vom 26.7.1936)

*Und wenn ich weissagen könnte, und wüsste alle Geheimnisse und alle Erkenntnis, und hätte allen Glauben, also dass ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. (1. Korinther 13,2)*

Dieter Welke

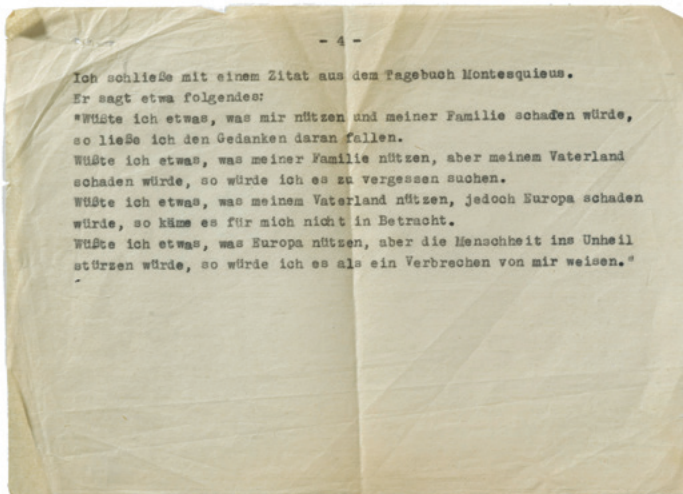
## ... und hätte der Liebe nicht

Erinnerungen an meinen Vater Heinz Welke

*Nicht in der Flucht der Gedanken, allein in der Tat ist die Freiheit  
(Dietrich Bonhoeffer)*

*Die richtigen Ideen fallen nicht vom Himmel  
(Georges Casalis)*

Am 16. März 2011 wäre er hundert Jahre alt geworden. Jetzt, wo ich selbst in das Alter komme, in dem er starb, denke ich oft an ihn, sehe ihn vor mir, als sei er gestern gegangen... Immer deutlicher wird mir bewusst, wie stark er das eigene Leben, die eigenen Haltungen geprägt hat. Als Nachgeborener kenne ich die Zeit vor dem Kriegsende nur aus den Erzählungen und Kommentaren meiner Eltern und anderer Verwandter. Was ich über das Leben meines Vaters weiß, ist bruchstückhaft, zum Teil auch widersprüchlich. Welches Leben ist nicht zerrissen und widersprüchlich, besonders in bleiernen Zeiten? Vieles bleibt verborgen. Im Alltag war mein Vater mitteilksam, in wichtigen Dingen aber sehr verschwiegen. Diese Eigenschaft, die ihm durchaus nicht angeboren war,



Auszug aus einer Predigt von Heinz Welke, in dem er aus dem Tagebuch Montesquieus zitiert



hatte ihm das Überleben in der Nazidiktatur ermöglicht. Über einige Dinge, die er mir anvertraute, möchte ich nicht sprechen. Den Abgrund des Schreckens, der sich in ihnen auftut, werde ich mit ins Grab nehmen.

Ich sehe ihn vor mir im Oktober 1977, einen Monat vor seinem Tod, vom Krebs gezeichnet, leicht wie eine Feder, wenn man ihn vom Stuhl ins Bett trug, dennoch hellwach, unbeirrt und voller Zorn über die Feigheit und den Konformismus der Amtskirche, der er den größten Teil seines Arbeitslebens gewidmet hatte. Mit Mühe konnten wir ihn vom Kirchenaustritt abhalten... Vielleicht taten wir genau das Verkehrte. Vielleicht.

Ich sehe ihn vor mir, vier Jahre nach der Befreiung von der Nazidiktatur, in unserer Wohnung in der Donnersbergstraße in Frankfurt-Niederrad, von der Tuberkulose gezeichnet, klapperdürr, mit jungenhaftem Gesicht und abstehenden Ohren. Ich höre ihn auf seiner geliebten Blockflöte spielen, die jetzt meinem Sohn gehört, und höre ihn lachen, immer wieder lachen, nicht bitter, nicht ironisch, sondern unbeschwert. So lachen freie Menschen. Die unbeschwerte Heiterkeit, die ihm die Mutter in die Wiege legte, hat er sich in den Zeiten des Widerstandes und der Verfolgung immer wieder neu erkämpfen müssen. Die Musik, die er so sehr liebte, hat ihm dabei geholfen...

Geboren wurde mein Vater 1911 im westfälischen Iserlohn, als ältester von zwei Geschwistern. Das Elternhaus war arm. Mein Großvater Heinrich Welke stammte aus einer Nadelmacherfamilie, die Eltern meiner Großmutter waren Tagelöhner. Mein Großvater hatte es zum Handlungsgehilfen in einer Exportfirma gebracht, meine Großmutter Lina war Wäscherin. Wie die meisten Arbeiterfamilien der Stadt standen sie den Sozialdemokraten nahe. Bei Ausbruch des 1. Weltkrieges 1914 wurde mein Großvater eingezogen und nahm an den Kämpfen in Nordfrankreich und in Galizien teil. Als er 1918 aus dem Krieg heimkehrte, bekam er keine Arbeit, so dass meine Großmutter die Familie mit ihrem Hungerlohn durchbringen musste. Insgesamt war mein Großvater nach dem Kriege zwölf Jahre lang arbeitslos. Trotz der kümmerlichen Verhältnisse schickten die Eltern meinen Vater aufs städtische Gymnasium. Als er jedoch in die Unterprima kam, musste er trotz guter Zeugnisse die Schule verlassen, da die Eltern das Schulgeld nicht mehr aufbringen

konnten. Er begann eine Kaufmannslehre bei der Iserlohner Exportfirma Kissing & Möllmann, die ihm nach eigener Aussage auch gut gefiel, zumal sie mit Auslandsreisen verbunden war, die ihn aus der Enge seiner Heimatstadt herausbrachten. Nach Abschluss der Kaufmannslehre konnte er mit einem Darlehen des Iserlohner Pfarrers van Randenborgh wieder auf das Gymnasium gehen und das Abitur nachholen. Allerdings war das Darlehen an die Bedingung geknüpft, dass mein Vater Theologie studieren sollte.

Mein Großvater war ein standfester Mensch mit selbstständiger Urteilskraft, einer, der sich um aufrechten Gang bemühte, alles andere als ein beflissener Untertan. Wie viele Menschen aus dem Arbeitermilieu war er nicht besonders religiös eingestellt. Ganz ungläubig war er jedoch nicht. Von ihm hat mein Vater die Aufrichtigkeit und den westfälischen Dickschädel geerbt. Meine Großmutter war eine tiefgläubige Frau mit großem Herzen. Die tätige Nächstenliebe, die für sie in keinem Widerspruch zu den Idealen der Arbeiterbewegung stand, hat sie uns vorgelebt – das habe auch ich in der Kindheit erfahren dürfen. So ist es auch kein Wunder, das für meinen Vater schon sehr früh die Nächstenliebe der Kern des christlichen Glaubens war. Er benutzte dafür gerne einen Begriff aus der Theologie des französischen Protestantismus: „présence chrétienne“, christliche Gegenwärtigkeit. Die Gutherzigkeit, die meine Großmutter ihrem Sohn auf den Lebensweg mitgab, war auch eine Last: sie konnte missbraucht werden. Das hat meinem Vater oft seelischen Schmerz bereitet.

Beide Großeltern waren von kluger Schlichtheit, alles fromme Getue, jegliche moralische Selbstzufriedenheit war ihnen ein Gräuel. Auch dies haben sie meinem Vater als Erbe mitgegeben. Durch seine Mutter fand mein Vater Zugang zum evangelischen Schülerbibelkreis, den besagter Pfarrer van Randenborgh gemeinsam mit seiner Frau leitete. Der Iserlohner Schülerbibelkreis stand der erstarkenden nationalsozialistischen Massenbewegung skeptisch bis ablehnend gegenüber. Später gehörten die van Randenborghs zu den ersten Mitgliedern der Bekennenden Kirche in Iserlohn. Im Milieu der Schülerbibelkreise lernte mein Vater Kurt Gerstein kennen, der später als Mitglied der Bekennenden Kirche in die SS eintrat mit der Absicht, die Mordmaschinerie der Judenvernichtung von innen zu sabotieren. Er sollte ihn in seiner Studienzeit in Münster wieder treffen. Auch während der Nazidiktatur stand er mit ihm in Kon-

takt. Mit der Sängerin Eva Gerstein, der Schwägerin Kurt Gersteins, war er eng befreundet. Ich kann mich noch gut an sie erinnern.<sup>1</sup>

Es gab noch eine andere Familie in der Nachbarschaft, die Familie Martin Niemöllers, die in dem kleinen Ort Lethmathe bei Iserlohn zu Hause war, aus dem auch meine Großmutter stammte. Bis zu seinem Tode war mein Vater mit Martin Niemöller und seiner Familie nicht nur durch gemeinsame Überzeugungen und die Erfahrung des Widerstands freundschaftlich verbunden, sondern auch durch die gemeinsame westfälische Herkunft. Mein Vater hat zwar den größten Teil seines Lebens außerhalb Westfalens verbracht, aber seine Bodenständigkeit und Heimatverbundenheit behalten, auch die Liebe zum sauerländischen Plattdeutsch, das in seinem Elternhause gesprochen wurde. Wenn er sich später über etwas ärgerte oder ihn etwas berührte, wechselte er oft vom Hochdeutschen ins Platt, sehr zum Leidwesen meiner Mutter, die als geborene Pfälzerin dann kaum etwas verstand.

Schon als Kind hatte mein Vater zwei Leidenschaften, den Sport und die Musik. Als er sechs Jahre alt war, baute ihm mein Großvater ein Reck in den Türrahmen des Wohnzimmers ein, an dem der Kleine turnen konnte. Später wurde er ein virtuoser Geräteturner - irgendwo in meinem Keller müssen unter den aufbewahrten Familiensachen noch die Urkunden liegen, die ihm für siegreiche Turniere verliehen wurden, unterzeichnet vom Reichspräsidenten Hindenburg. Seine Sportlichkeit hat ihm wahrscheinlich das Leben gerettet, sie hat seinen Körper so widerstandsfähig gemacht, dass er später die Foltern der Gestapohaft überstehen konnte. Und die Musik? Meine Großmutter hatte eine schöne Stimme; sie sang sehr gerne, besonders die am Anfang des letzten Jahrhunderts bei ärmeren Leuten beliebten Küchenlieder. An eines kann ich mich erinnern: „Verlassen, verlassen, verlassen bin ich, wie der Hund auf den Straßen, verlassen bin ich...“ Ich habe es als Kind dann auch mit meinem Vater gesungen. Die Iserlohner Lumpensammler träl-

---

1 Kurt Gerstein berichtete im August 1942 in Berlin von den Vergasungen mit Zyklon B in den Vernichtungslagern. Mit seinem Bericht wollte er die Praxis der Massenmorde bekannt machen und einen Protest seitens kirchlicher Institutionen erreichen. (Siehe: Eberhard Röhm/Jörg Thierfelder, Juden-Christen-Deutsche Band 4/II, Stuttgart 2007, S. 60-83)

lerten es auf kleinen Blechflötchen, um auf ihr Geschäft aufmerksam zu machen. Mein Großvater kaufte dem Fünfjährigen auf dem Jahrmarkt ein solches Blechflötchen, zu dem später in der Jugend und in der Studienzeit die Sopranblockflöte, dann die ganze Blockflötenfamilie, die Querflöte, die Laute und die Violine hinzukamen. Sein sehnlicher Wunsch war es Berufsmusiker zu werden. Unter dem sanften, dennoch energischen Druck des Pfarrers van Randenborgh, der ihn unbedingt als Theologen sehen wollte, entschloss er sich nach dem Abitur 1932 dann zum Theologiestudium an der Universität Münster.

Da das Geld für das Studium nur sehr knapp bemessen war, arbeitete er zeitweilig im nahen Ruhrgebiet als Hauer unter Tage. Später machte er als gelernter Exportkaufmann vor der Universität eine kleine Wurstbude auf, die „Theowobu“ (theologische Wurstbude). Die Würste waren allerdings keine Importware, sondern Münsteraner Herkunft. Eigentlich wollte er in Münster bei dem Schweizer Professor Karl Barth studieren, dem bekanntesten und renommiertesten evangelischen Theologen der Zeit, aber Barth war bereits nach der Universität Bonn übergewechselt, wo er den Lehrstuhl für systematische Theologie innehatte. In Münster traf mein Vater dann auch wieder mit Kurt Gerstein zusammen, der damals eine etwas abstruse rigoristische Vereinigung zur Hebung der Volksmoral gründen wollte, gleichzeitig aber auch an verwegenen Studentenstreichen teilnahm.

Ebenfalls in die Münsteraner Studienzeit fällt ein Schlüsselerlebnis, das er mir oft erzählte. Er wohnte damals mit zwei anderen Kommilitonen, die ebenfalls Theologie studierten, in einer kleinen Mietwohnung. Eines Tages kam es in einer Studentenkneipe zu einer Keilerei mit Angehörigen der SA, an der alle drei Theologiestudenten beteiligt waren. Die SA-Leute drohten mit Rache. Die Theologiestudenten nahmen diese Drohungen nicht ernst. Einige Tage später, als mein Vater von der Universität nach Hause kam, fand er einen von den beiden Kameraden tot in der Wohnung vor. Die SA hatte ihn ans Fensterkreuz genagelt; er war ja schließlich Christ. „Seit dieser Zeit“, sagte mein Vater, „gab es für mich nur eins: die oder ich“. Sein praktischer Widerstand gegen die Nazis nahm hier seinen Anfang.

In der Zeit vor der Machtergreifung hielt sich mein Vater zunächst von den explizit politischen Kämpfen zurück. Mit der Linken hatte er

Probleme, die mit der Spaltung der Arbeiterbewegung in Sozialdemokraten und Kommunisten zusammenhingen; die Spaltung war ja auch in der eigenen Familie spürbar. Eine Zeit lang sympathisierte er mit der linksliberalen Strömung in der Deutschen Demokratischen Partei, trat jedoch nicht in die Partei ein. Am Ende seiner Münsteraner Zeit politisierte er sich zusehends. Er sah die Auseinandersetzung mit dem Faschismus nicht nur aus ideologischer und theologischer Perspektive, sondern auch als Aufgabe des konkreten politischen Handelns. Damit befand er sich in Einklang mit Karl Barth, der 1934/35 sein Lehrer werden sollte.

Die aufgeklärte protestantische Theologie war in dieser Zeit durch eine scharfe Kontroverse über das Verhältnis von menschlicher Vernunft und Erkenntnisfähigkeit einerseits und göttlicher Offenbarung andererseits geprägt, ein Thema, das meinen Vater ein Leben lang beschäftigte. In meiner Jugendzeit wurde darüber in der Familie immer noch genauso so heiß und vehement gestritten. Die wichtigsten Kontrahenten in dieser Kontroverse waren Karl Barth, der einen entschieden offenbarungstheologischen Ansatz vertrat, und der Züricher Theologe Emil Brunner, welcher der menschlichen Vernunft durchaus einen Platz in der theologischen Erkenntnis einräumte.

Mein Vater zeigte Interesse, bei Brunner in Zürich zu studieren, um die Gegenpositionen zu den Auffassungen Barths näher kennen zu lernen. Seine Lehrer unterstützten dieses Vorhaben und vermittelten ihm den Kontakt zu einer reichen Züricher Industrieerbin namens Charlotte Baumann, bei der er wohnen konnte und die ihm auch teilweise sein Studium finanzierte. So ging er im Wintersemester 1933 in die Schweiz.

Seine Studentenzzeit in Zürich war ohne Zweifel die glücklichste Zeit in diesen dunklen Jahren. Hier konnte er aufatmen und neben dem Studium auch einigermaßen unbeschwert leben. Er hat dies sehr genossen. Die Unversehrtheit vor Verfolgung und die Meinungsfreiheit in der Schweiz gaben ihm wieder Kraft und Mut, nachdem die SA ihn nach der Machtergreifung mehrmals zusammengeschlagen und ihm als „undeutschem Element“ sogar das Singen deutscher Volkslieder verboten hatte, z.B. das Singen von: „Und in dem Schneegebirge, da fließt ein Brunnlein kalt.“ Er sang das Lied dann nach dem Krieg mit besonderer Inbrunst, als Widerstandslied gegen jegliche nationalistische Idiotie. In Zürich gab es zahlreiche deutsche Emigranten, darunter Thomas Mann und seine

Familie. Mit ihnen hatte er Kontakt, besonders mit Erika Mann, in deren Kabarett „Die Pfeffermühle“ er öfters die Kulissen schob. In dieser ersten Schweizer Zeit hat er auch erste Freundschaften geknüpft, die mit ihm später ein geheimes Fluchthelfernetzwerk aufbauten.

Die Bonner Studienzeit bei Karl Barth war für ihn die wichtigste Phase seiner theologischen Entwicklung. Barth, der damals die Grundzüge seiner Dogmatik ausarbeitete, verfügte über ein immenses philosophisches und geistesgeschichtliches Wissen. In seinen Seminaren lernte er scharfes philosophisches und theologisches Denken. Die Lust des großen Theologen am Denken und genauen Formulieren war ansteckend. Alle seine Schüler waren davon besessen. Solches Denken öffnete Fenster, durch die ein frischer Wind hereinwehte, der den frommen Muff vertrieb und offen war für viele Impulse. So lernte er etwa bei Barth, dass die Philosophie der Aufklärung und die Thesen der marxischen Religionskritik ernst zu nehmen seien und von der Theologie nicht zum Gegenstand apologetischer Augenwischerei gemacht werden dürften. Barth war im Übrigen nicht nur ein theologischer und philosophischer, sondern auch ein politischer Kopf; als linker Sozialdemokrat hatte er das Zimmerwalder Manifest von 1917 gegen den imperialistischen Weltkrieg unterzeichnet. Er war ein entschiedener Gegner des Nationalsozialismus. 1934 hat er die entscheidenden Passagen der Barmer Erklärung formuliert. Das Denklabor für diesen Text, der zur Gründungsplattform der Bekennenden Kirche wurde, war sowohl die Dahlemer Gruppe um Martin Niemöller als auch das theologische Seminar in Bonn. Die in diesem Kreis formulierte scharfe Kritik an obrigkeitsstaatlicher Orientierung der evangelischen Kirche und der Zwei-Reiche-Lehre hat meinen Vater lebenslang geprägt, und seine kritische Haltung gegenüber der Amtskirche begründet. Auch über dieses Thema wurde immer wieder in der Familie gesprochen.

Unter dem politischen Druck der beginnenden Diktatur rückten die Bonner Theologiestudenten im Umkreis Barths eng zusammen. Die Freundschaften, die hier entstanden, haben das ganze Leben gehalten. Zu den besten Freunden meines Vaters gehörte Helmut Gollwitzer, der sowohl in seiner theologischen wie auch politischen Entwicklung denselben Weg ging. 1934 lernte er auch Dietrich Bonhoeffer kennen, der sich für einige Wochen an der Bonner Fakultät aufhielt. Er war der zweite theologische Denker, der meinen Vater nachhaltig geprägt hat. Vor allem überzeugte ihn Bonhoeffers klarer und entschiedener Wider-



stand gegen den Antisemitismus der Nazis. Mein Vater gehörte zu der verschwindend kleinen Minderheit, die den Widerstand gegen die Nazis nicht nur als ideologischen und theologischen, sondern gleichermaßen politischen begriff. Damit lag er auf der Linie Barths, später auch Bonhoeffers, mit dem er während der 30er Jahre zumindest sporadisch Kontakt hatte.

Neben der systematischen Theologie Barths interessierte sich mein Vater vor allem für das Alte Testament, er hatte bereits in Münster begeistert Hebräisch gelernt, dazu kamen noch das Altaramäische und das Syrische. Er beabsichtigte eine Dissertation über die jüdische Weisheit und ihre Verbindung mit der altägyptischen Weisheitsliteratur zu schreiben. Das Kennenlernen der jüdischen Religion führte zu einem tiefen Respekt gegenüber der jüdischen Kultur und ihren Traditionen. Die Judenhetze der Nazis erfüllte ihn mit Abscheu und Zorn. Er sah es als seine Pflicht an, dagegen Widerstand zu leisten. Genauso groß war sein Zorn, dass die Bekennende Kirche viel zu spät und zu lau gegen die Judenverfolgung Widerstand leistete. Die hebräische und judaistische Buchsammlung die er sich damals vom Munde absparte, ging im Verlauf der nächsten Jahre verloren. Nach dem Krieg hat er sie dann wieder neu aufgebaut. Und wieder sehe ich ihn vor mir... nachts, am Schreibtisch, gebeugt über seine geliebten hebräischen Texte, ich höre, wie er mit leiser Stimme die Psalmen spricht und die Weisheiten des Talmud ...

Am 7. November 1934 weigerte sich Karl Barth, den Eid auf Hitler ohne den Zusatz „soweit ich es als Christ verantworten kann“ zu leisten. Bereits am 6.12.33 hatte er sich geweigert, seine Vorlesungen mit dem „Deutschen Gruß“ zu beginnen. Nach einem Treffen mit Hitler übernahm ein Dreierausschuss (Oberkirchenrat Kapler und die Bischöfe Marahrens und Hesse) die „vorläufige Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche“ und gab der Staatsmacht die Gelegenheit, den „Störfaktor“ Barth zu entfernen. Am 26. November 1934 wurde Karl Barth durch das Reichskultusministerium vom Amt suspendiert. Dagegen protestierten 204 Studenten der theologischen Fakultät, darunter auch mein Vater, der wie Karl Barth den Eid auf Hitler verweigerte. In der darauffolgenden Welle der Repression und Säuberung der Fakultät wurde mein Vater von der SA brutal zusammengeschlagen und kam für einige Wochen in Haft. In dieser Zeit versuchten die Studenten und Dozenten aus dem Kreise Barths, mit Ersatzveranstaltungen den Lehr-

betrieb in Elberfeld aufrecht zu erhalten. Hier erteilte mein Vater Unterricht in Hebräisch und alttestamentlicher Bibelkunde. Letztlich konnte sich jedoch diese illegale theologische Fakultät nicht halten.

1935/36 schickte ihn der Landesbruderrat der Bekennenden Kirche als Pfarrverweser nach Westhofen und Bechtheim in Rheinhessen. Hier hatte sich unter den Weinbauern, Knechten und Landarbeitern eine starke Bekenntnisgemeinde entwickelt, wohl auch deswegen, weil die Bevölkerung durchaus mitbekam, welche Gräueltaten im benachbarten Konzentrationslager Osthofen geschahen. Die „Deutschen Christen“ und die Gauleitung in Bechtheim verbarrikadierten die Kirche, damit er dort keinen Gottesdienst abhalten konnte. Er räumte die Barrikaden weg und hielt den Gottesdienst. Daraufhin musste er sich verstecken, zeitweilig bei dem Weinbauer Georg Illian, zeitweilig bei anderen Bauern, manchmal auch in den Weinbergen. Die geheimen Gottesdienste fanden in Bauernhäusern und Scheunen statt. Ich habe den alten Schorsch Illian noch kennen gelernt, - ein Mann wie ein Baum, mit lauter Stimme, gewitzt und lebensfroh... Er hat meinem Vater das Leben gerettet. In Westhofen und Bechtheim fand mein Vater seine eigentliche Berufung, nicht zum Gelehrten und Professoren, sondern zum Pfarrer einer Gemeinde, die mehr mit den Gemeinschaften der ersten Christen gemeinsam hatte als mit der Amtskirche. Es war, wie er sagte, eine Rückkehr zu den Wurzeln und ein Schritt in die Zukunft.

Das Leben meines Vaters in dieser Zeit war unstet. Als illegaler Vikar der Bekennenden Kirche, musste er immer wieder untertauchen, um der Verfolgung und Verhaftung zu entgehen. In dieser Zeit entwickelte er neue Fähigkeiten, die des konspirativen Schweigens, der ständigen Wachsamkeit, der genauen Beobachtung der polizeilichen Techniken, der Tarnung und des Versteckens. Er wohnte mal hier, mal da, manchmal in Frankfurt, manchmal in Offenbach, dann wieder in Rheinhessen. Im selben Jahr 1936 schickte ihn der Pfarrernotbund als Pfarrvikar in die Dreifaltigkeitsgemeinde in Frankfurt, in der Otto Fricke Pfarrer war. Die kleine Notkirche in der Kuhwaldsiedlung, in der damals viele Eisenbahner wohnten, die früher größtenteils Sozialdemokraten, Kommunisten oder Gewerkschafter waren, einem Milieu also, das meinem Vater von Kindheit an vertraut war. Die Dreifaltigkeitsgemeinde war vom Gauleiter mehrmals wegen der „Umtriebe“ der Bekennenden Kirche geschlossen worden. In den Gottesdiensten saßen stets die Spitzel

der Gestapo, sie notierten jeden auffälligen Satz, den sie für subversiv ansahen. Das hinderte weder Otto Fricke noch meinen Vater, daran, in ihren Predigten die Nazis anzugreifen. Otto Fricke kam 1937 für mehrere Wochen in Haft, mein Vater wurde zeitweilig vom Gauleiter aus Frankfurt ausgewiesen, kehrte aber immer wieder in die Gemeinde zurück. 1938 war er wieder in Rheinhessen, und zwar in Oppenheim. Damals entzog er sich einer Verhaftung, in dem er aus dem zweiten Stock des Polizeireviers auf die Straße sprang. Er fuhr zu seinen Eltern, die inzwischen in Speele bei Kassel wohnten. Dort versteckte ihn mein Großvater einen Monat lang in der Räucherammer, in der er seine Aale räucherte. Deshalb gab es in meiner Kindheit zu Hause nie Aal zu essen. Dann hielt er sich wieder in Frankfurt auf. Wie er das alles überlebte, ohne ins Konzentrationslager zu kommen, darüber rätselt meine Familie bis heute, auch meine Mutter hat es nie erfahren. Irgendjemand hat seine schützende Hand über ihn gehalten, vielleicht waren es auch seine konspirativen Fähigkeiten. Als ich kurz vor meines Vaters Tod Martin Niemöller darauf ansprach, sagte er mir: „Der Heinz hat ein schweres Geschick gehabt, eines der Schwersten“, dann schwieg er... In den Jahren bis zum Kriegsanfang 1939 hat mein Vater immer wieder versucht, Kontakt zu anderen Widerstandsgruppen, nicht nur zu christlichen, zu finden. Aber diese Gruppen waren klein und versprengt, und so blieb er letztlich sehr allein und konnte sich nur Wenigen öffnen wie etwa der Fürsorgerin Karoline Weber, einer herzensguten, mutigen Frau, die ihn in der Kuhwaldgemeinde durchfütterte. Von dem wenigen Geld, das er vom Pfarrernotbund bekam, konnte er sich kaum ernähren.

Spätestens seit den Pogromen der Kristallnacht war ihm klar, dass es seine vordringlichste Aufgabe war, Menschenleben zu retten, das Leben aller Verfolgten gleich welcher Herkunft oder Religion. Er war ja selbst verfolgt. Das war für ihn der einzig mögliche Weg, Widerstand zu leisten, einen anderen gab es für ihn nicht. Damit befand er sich in Einklang mit anderen Mitgliedern der Bekennenden Kirche wie Heinrich Grüber und Herbert Mochalski in Berlin und den Bekenntnispfarrern in Württemberg. Nach den Ereignissen in Oppenheim und der Flucht nach Kassel lebte er illegal in Frankfurt. Zur Tarnung wohnte er zur Untermiete bei einer Frau, deren Mann bei der SS war. Dort würde die Gestapo ihn am wenigsten suchen. Eines Nachts soff er sich aus Verzweiflung einen Rausch an und beging eine der verständlichsten Dummheiten seines Lebens. Er klebte das Hitlerbild, das ihm seine nazistische Hauswirtin ins

Zimmer gehängt hatte, mit Heftpflaster zu, so dass nur noch die Nase herausschaute. Dann schlief er ein. Als er am nächsten Morgen aufwachte, hatte die Wirtin bereits die „Schandtät“ bemerkt und beflissen die Gestapo benachrichtigt. Er kam in Gestapohaft und wurde schwer gefoltert. Die Schläge waren noch das Geringste. Man sperrte ihn in eine Stehzelle, in der er mit den Füßen in kaltem Wasser stand. Dann kam er zum Verhör, dann wiederum in einen Kasten, in den man Heißluft leitete, an der er fast erstickt wäre. Man brach ihm die Finger an der linken Hand, damit er nie mehr Laute spielen konnte...

Später nach dem Kriege konnte er keine geschlossenen Türen ertragen: Jeder geschlossene Raum löste bei ihm Angstgefühle aus, genau wie braune Farbe. Braungestrichene Möbel oder Böden, wie auch braune Kleidung waren deshalb in der Familie tabu, genauso wie Uniformen. Doch die Laute, die Flöte und die Violine hat er wieder gespielt, dreifingrig, mit abenteuerlicher Griffakrobatik.

In der Gestapohaft zog er sich eine schwere Knochentuberkulose zu. Warum und wie er wieder frei kam, hat er selbst nur angedeutet: die Bechtheimer Gemeinde, zu der auch ehemalige Nazis gehörten, hatte in Berlin bei Goebbels interveniert. Abgesehen davon, welche Gefahr sollte für das Deutsche Reich von einem halbtoten Pfarrvikar ausgehen? In diesem Zustand kam er 1939 zum zweiten Mal in die Schweiz, diesmal nach Davos in die Pension Sursum, wo er von einem renommierten Tuberkulosearzt behandelt wurde. Dank seiner sportlichen Konstitution erholte er sich verhältnismäßig schnell, allerdings war die Tuberkulose nicht ausgeheilt, so dass er nach dem Krieg immer wieder behandelt werden musste. Wer diese Therapie finanziert hat, bleibt für die Familie im Dunkeln. Er hat nie darüber gesprochen.

Die Schweizer Fremdenpolitik war ausgesprochen zwiespältig. Er galt diesmal als politischer Flüchtling, den man so schnell wie möglich loswerden wollte, zumal der Krieg begonnen hatte. Die Ausweisung stand unmittelbar bevor. Er versuchte, in Genf an der französischen Grenze Asyl in Frankreich zu bekommen; die französische Grenzpolizei eröffnete ihm, er käme entweder in ein Internierungslager oder müsste in die Fremdenlegion eintreten. Daraufhin zog er es vor, in der Schweiz zu bleiben. Die Rettung vor der drohenden Ausweisung nach Deutschland kam vom Erzbischof von Canterbury, der ihn kurzerhand zum Pfarrer

an der englischen Kirche in Davos ernannte. Er hat deshalb von der englischen Kirche und den Engländern stets mit großer Hochachtung gesprochen. England befand sich ja bereits im Krieg mit Deutschland.

In dieser zweiten Schweizer Zeit nahm er die alten Kontakte wieder auf, neue kamen hinzu, wie etwa Gertrud Kurz-Hohl, die ein Hilfswerk für jüdische Flüchtlinge gegründet hatte. Wann und wie er Gertrud Kurz begegnete, hat er uns nicht erzählt.<sup>2</sup> Gertrud Kurz hatte ebenfalls gute Beziehungen zum Flüchtlingshilfswerk der französischen Protestanten, der CIMADE. Über ihr Netzwerk bekam er später auch mit den Mitgliedern der reformierten Kirche Frankreichs Verbindung, die sich der Résistance angeschlossen hatten, vor allem mit dem Theologen Georges Casalis, der ebenfalls ein Schüler Karl Barths war und sowohl theologisch wie auch politisch denselben Weg ging wie er.

Als er sich wieder halbwegs erholt hatte, beschloss er nach Deutschland zurückzukehren. Wir haben ihn immer wieder nach den Gründen für diesen schwerwiegenden Entschluss gefragt: die Antworten fielen immer gleich aus: „Ein Pfarrer lässt seine Gemeinde nicht im Stich“ und „Wie konnte ich den sonst gegen den Hitler kämpfen.“ Letzteres hat er auch noch kurz vor seinem Tode der französischen Historikerin Hélène Roussel gesagt.

1941 nahm er seine Tätigkeit als Pfarrvikar in der Dreifaltigkeitskirche wieder auf. Über die Art und Weise, wie er von der Schweiz verhältnismäßig unbehelligt wieder nach Deutschland gelangen konnte, hat die Familie immer wieder gerätselt. Er selbst hüllte sich in Schweigen, so dass über die Bedingungen seiner Rückkehr bislang nur spekuliert werden kann. Eine verfolgenswerte Spur führt wahrscheinlich zu Dietrich Bonhoeffer, der sowohl über Beziehungen zum militärischen Geheimdienst der Wehrmacht unter Wilhelm Canaris als auch zu englischen Institutionen und Persönlichkeiten verfügte.

Durch Otto Fricke kam er in Kontakt mit dem Arzt Fritz Kahl und seiner Frau Margarete, beide entschiedene Gegner des Nationalsozialismus. Mit ihnen freundete er sich an. Dr. Kahl schrieb ihn wegen seiner

---

2 Gertrud Kurz (1890-1972) setzte sich während des II. Weltkriegs für Flüchtlinge ein. Die nach ihrem Tod in Bern gegründete Stiftung engagiert sich entsprechend ihrer Grundsätze für Integration, Toleranz und Solidarität.

Tuberkulosekrankheit für wehruntauglich, so dass er während des ganzen Krieges nicht zur Wehrmacht eingezogen wurde. Die Kahls versteckten verfolgte jüdische Mitbürger in ihrem Haus in der Blanchardstraße in Frankfurt-Bockenheim. Mit Hilfe der Verbindungen, die mein Vater in der Schweiz geknüpft hatte, organisierten Fritz Kahl, seine Frau und mein Vater zusammen mit einer kleinen Gruppe von Helfern, zu denen die bereits genannte Karoline Weber, der Schlosser Karl Münch und ein Frankfurter Kriminalbeamter gehörten, ein Netzwerk, um verfolgten jüdischen Menschen die Flucht ins Ausland zu ermöglichen. Karoline Weber und Karl Münch habe ich in meiner Kinderzeit noch kennen gelernt und erinnere mich sehr gut an sie.

Über die Arbeit dieses Netzwerks berichtet ausführlich das Buch, das die Frankfurter Autorin Petra Bonavita im Jahre 2009 veröffentlicht hat. Ich möchte mich deshalb auf einige wenige Bemerkungen beschränken, die mir wesentlich erscheinen. Mein Vater hat mir immer wieder geschildert, auf welch gefährlichen Wegen die Flüchtlinge in die Schweiz gebracht wurden, ob durch die Kanalisation in der badischen Grenzstadt Singen, ob auf einer Holztür schwimmend über den Bodensee oder versteckt im Kohletender einer Lokomotive. Er vermied es aber stets, die Namen der Geretteten zu nennen. Das konspirative Verhalten bei diesen Aktionen hat ihn so stark geprägt, dass er auch nur unter bestimmten Bedingungen Einzelheiten der Rettungen erzählte, obwohl ja nach dem Krieg dazu objektiv keine Veranlassung mehr bestand. Nur in Einzelfällen hat er Namen erwähnt, dies aber auch nur, weil die betreffenden Menschen meiner Mutter und ihrer Familie bekannt waren, so etwa im Fall von Maya Rhotert oder der Familie Wiehl. Was sein konspiratives Verhalten betrifft, hat er mir sehr viel von den Techniken der Tarnung, des Untertauchens, des Vernichtens schriftlicher Nachrichten und der Fälschung von Dokumenten erzählt. Die meisten Rettungsaktionen des Netzwerks können heute nicht mehr recherchiert und rekonstruiert werden, die unmittelbaren Zeitzeugen sind inzwischen verstorben. Und geheime Aktionen sind ja so angelegt, dass sie möglichst keine Spuren hinterlassen. Auf jeden Fall waren es meiner Einschätzung nach erheblich mehr Gerettete als diejenigen, die Petra Bonavita in ihrem Buch darstellen konnte. Auch meine Tante Johanna Thäter, eine der wenigen überlebenden Zeitzeugen, ist dieser Auffassung. Ich glaube trotzdem, dass sich in Zukunft noch einige Rettungen ermitteln lassen, zumal die Verbindungen, die mein Vater zu den französischen Protestanten in der



Résistance-Bewegung und zum Flüchtlingshilfswerk CIMADE hatte, kaum erforscht sind. Je länger über die Aktivitäten meines Vaters recherchiert wird, um so mehr tritt Neues zu Tage. Manchmal erscheint mir dies alles wie ein Fass ohne Boden.

Im Jahre 1942 übernahm mein Vater als Vertreter von Otto Fricke, der zum Kriegsdienst einberufen wurde, die Leitung der Bekenntnisgemeinde der Frankfurter Studenten, aus der die heutige evangelische Studentengemeinde der Frankfurter Universität hervorgegangen ist. Hier lernte er meine Mutter Annemarie Welke, geborene Schwander, meine Tante Johanna und Renate Schmidt, die spätere Frau meines Onkels Gottfried Schwander kennen, der sich als Soldat nur zeitweilig auf Urlaub in Frankfurt aufhielt. Meine Großmutter mütterlicherseits hatte sich von ihrem Mann, der Pfarrer und überzeugter Nazi war, in den frühen dreißiger Jahren getrennt. Ihr Hass auf die Nazis war ebenso groß wie der Hass auf ihren früheren Mann. Sie tat daher alles, um ihre Kinder dem Zugriff der nationalsozialistischen Jugendorganisationen zu entziehen und schickte ihre beiden Töchter auf das Lessing-Gymnasium, weil es unter den dortigen Lehrern entschiedene Gegner des Nationalsozialismus wie den Altphilologen Otto Schumann gab. Nach dem Abitur studierte meine Mutter Germanistik und hatte als Doktorandin Zugang zum so genannten Giftschränk des germanistischen Seminars, in der zur Dokumentation Exemplare der von den Nazis verbotenen Literatur aufbewahrt wurden. Durch heimliche Lektüre lernte sie Autoren wie Thomas Mann, Bertolt Brecht, Kurt Tucholsky und Franz Kafka kennen. Die Gedichte von Brecht lernte sie auswendig. Sie gehörten zur eisernen Ration ihres eigenen geistigen Widerstands. Als die geheime Lektüre meiner Mutter aufflog, konnte sie nur knapp der Verweisung von der Universität und der Verhaftung durch die Gestapo entgehen. Später nach dem Krieg wurden in der Familie neben der Bibel die Werke aus dem Giftschränk laut vorgelesen. Deshalb kenne ich seit meiner Kindheit viele der Gedichte Brechts auswendig, wie meine Mutter.

In der Studentengemeinde wurde ziemlich offen über die politische Lage und das System der Nazidiktatur diskutiert, allerdings verpflichteten sich alle Mitglieder nach außen zu strengstem Stillschweigen. In den beiden letzten Kriegsjahren beteiligte sich die Studentengemeinde an der Verbreitung der geheimen Flugschriften der Bekennenden Kirche, verfasste auch eigene Flugblätter, die sie in Briefkästen warf. Diese kleine

Studentengemeinde hatte viel mit der „Weißen Rose“ gemeinsam. Dass sie nicht das Schicksal von Sophie und Hans Scholl erlitten, war ein Glücksfall. Noch kurz vor Kriegsende schrieben sie nachts mit Kreide an die Tür des Gauleiters Jakob Sprenger: „Lies Jesaja soundsoviel“ – Die Kapitel- und Verszahlen sind mir entfallen, das entsprechende Bibelzitat allerdings nicht; es lautet: „Jakob, dein fetter Bauch soll dünne werden.“

Über die industrielle Massenvernichtung der Juden, Roma und Sinti in den Konzentrationslagern war mein Vater unterrichtet, er kannte sogar Einzelheiten. Nach seinen Angaben stammten sie aus dem Bericht von Kurt Gerstein, von dem mein Vater über Herbert Mochalski erfuhr, höchstwahrscheinlich wurde er auch durch Robert Eisenstädt informiert, einen der Geretteten, der aus dem Vernichtungslager Majdanek geflohen war - dies lässt sich aus den Recherchen von Petra Bonavita schließen. In der Studentengemeinde sprach mein Vater zwar allgemein über die Judenverfolgung, über die eigenen konkreten Aktivitäten schwieg er, genau wie über die Einzelheiten des Holocausts. Seiner Verlobten, meiner Mutter, hat er allerdings unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählt, was er über den Völkermord wusste.

Ansonsten hat sich mein Vater während der Nazizeit selbst im engsten Familienkreis kaum zu seinen Rettungsaktivitäten geäußert. Er wollte weder die eigene Familie noch die Familie seiner Verlobten einweihen, um sie vor der Verfolgung und der Sippenhaft zu schützen. Außerdem hatte meine Mutter zwar ein kämpferisches, jedoch auch sehr impulsives Naturell, sie hätte sich leicht verplappern können über die illegalen Aktivitäten meines Vaters. Sie wusste nur Ungenaues, aber jedes Mal, wenn er untertauchen musste, hatte sie entsetzliche Angst, er war ja ein potentieller Todeskandidat. Noch als alte Frau, lange nach dem Tode ihres Mannes, schrie sie in ihren Albträumen nach ihm. In einigen Fällen allerdings, wie zum Beispiel im Fall von Maya Rhotert und der Familie Wiehl, waren meine Mutter, ihre Geschwister und meine Großmutter mütterlicherseits eingeweiht. Bei der Fluchtaktion von Maya Rhotert war mein Onkel Gottfried ebenfalls Helfer. Und meine Großmutter hat am Ende des Krieges 1945 für 30 in der Nähe von Königstein versteckte Personen gekocht.

Mein Vater hat mir oft erzählt, wie er verkleidet als Kriegsinvalide die Judentransporte vom Osthafen zum Frankfurter Hauptbahnhof beglei-

tete, als einziger Pfarrer und verzweifelter Mensch: „Ich lasse euch nicht im Stich...“. Er hat sie im Stich lassen müssen...Es ist unendlich schwer, inmitten des Mordens für die Zukunft der Lebenden zu kämpfen. „Esperar lo imposible“ – das Unmögliche hoffen - heißt es in einem Gedicht von San Juan de la Cruz. Das ist mein eigener Wahlspruch geworden, auch ein Erbe meines Vaters. Die Frankfurter Bevölkerung hat viel mehr gewusst, als nach dem Ende der Nazidiktatur zugegeben wurde. Viele schauten den Transporten zu, gafften, wenn die Gefangenen erniedrigt und gemartert wurden. Wie Blei steckt mir die Trauer und Wut in den Knochen, wenn ich mich an die Schilderungen meines Vaters erinnere, an das Leid der Verfolgten, die man zur Schlachtbank führte, an seine Einsamkeit und Verzweiflung, an die bitteren Tränen ...

Der 8. Mai 1945, der Tag der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands, war für meine Eltern der Tag der Befreiung. Wir haben in der Familie diesen Tag stets als Feiertag in Ehren gehalten, obwohl er in der Bundesrepublik Deutschland bezeichnenderweise nie einer geworden ist und halböffentlich lange Zeit als Tag der Niederlage gehandelt wurde. Im selben Monat heirateten meine Eltern. Es war eine der ersten Ehen, die nach dem Krieg in Frankfurt geschlossen wurde. Trauzeuge war Prof. Otto Schumann, der als ihr Lehrer meine Mutter in ihren humanistischen und antinazistischen Grundüberzeugungen stark geprägt hatte. Da die gesamte Familie ausgebombt war, kam sie zunächst in der Taunusstraße in einer Behelfswohnung unter. Mein Vater wurde in diesem Jahr Leiter des Evangelischen Hilfswerks in Frankfurt und bekam von der US-amerikanischen Militärverwaltung ein requiriertes Auto sowie Freibenzin zur Verfügung gestellt für die schweren Aufgaben, die das Hilfswerk angesichts der großen Not in der zerstörten Stadt zu bewältigen hatte.

Im Herbst 1945, vier Monate nach der deutschen Kapitulation, fuhren meine Eltern zu einem der ersten europäischen Versöhnungstreffen nach Bièvre, einer Stadt im Umland von Paris. Sie waren unter den ersten Deutschen, die ein französisches Visum erhielten. Bei diesem Treffen, das von französischen Protestanten und Mitgliedern der Résistance-Bewegung organisiert wurde, ging es um die Voraussetzungen einer Aussöhnung der europäischen Völker, vor allen Dingen auch um das deutsch-französische Verhältnis. Auf die Teilnahme an solchen Treffen waren meine Eltern besonders stolz. Die aus der Gemeinschaft des

Widerstandes gegen die faschistische Diktatur entstandene europäische Identität wurde für sie im Laufe der Jahre immer stärker Grundlage ihres gesellschaftlichen und politischen Engagements. Angesichts der späteren Entwicklung der europäischen Einigung wäre eine Rückbesinnung auf diese heute oft vergessenen oder verdrängten Wurzeln europäischer Identität Not. Das Europa der Europäer steckt noch in den Anfängen. Es ist nicht identisch mit dem Europa der Börsianer und der Konzerne.

In die unmittelbare Zeit nach Kriegsende fällt auch die Gründung des Christlichen Friedensdienstes/Mouvement Chrétien pour la Paix, in dem sowohl Einzelpersonlichkeiten wie auch sehr wichtige Flüchtlingshilfswerke wie die Schweizer Organisation von Gertrud Kurz und die CIMADE, das Hilfswerk der französischen Protestanten vertreten ist. Mein Vater war einer der Gründungsmitglieder der deutschen Sektion und wurde in den folgenden Jahren ihr erster nationaler Sekretär. Über diese internationale Organisation lernte mein Vater auch André Trocmé und Edouard Theis kennen, beide protestantische Pfarrer in einem kleinen Dorf der französischen Cevennen, Le Chambon-sur-Lignon. Die beiden haben zusammen mit den Bewohnern des Dorfes während des Krieges Tausenden von jüdischen Flüchtlingen das Leben gerettet. Mit diesen Menschen verband ihn unendlich viel; ihre Freundschaft gab ihm die Kraft, die Nachkriegszeit zu durchstehen.

Physisch und psychisch war mein Vater durch das Erlebte gezeichnet. Die Knochentuberkulose war nicht gänzlich ausgeheilt; die Verfolgung und die illegale Arbeit hatte ihn seelisch sehr mitgenommen, hinzu kam die Heuchelei der ehemaligen Nazis und der Mitläufer, die ihre Schuld nicht zugeben wollten und mehr oder minder insgeheim weiterhin der nationalsozialistischen Ideologie anhängen. Nach der Gründung der Bundesrepublik 1949, in die er anfangs große Hoffnungen setzte, verbitterte er zusehends, als er erleben musste, wie schnell sich die ehemaligen Nazis in großer Zahl wieder in Staat und Gesellschaft etablierten, wie ungesühnt der größte Teil der Naziverbrechen in Deutschland blieb. Diese verzweifelte Bitterkeit teilte er mit meiner Mutter und all den Freunden und Bekannten, die wie er im Widerstand gewesen waren. Zeitweise dachten meine Eltern daran, sich eine Existenz außerhalb Deutschlands aufzubauen, in Frankreich oder in den USA. Daraus wurde letztlich nichts, auch wenn die Familie manchmal durchaus die Möglichkeit dazu hatte. Sie haben diesen Schritt nicht getan, aber oft auch mit der eigenen Entscheidung gehadert. Die Bitterkeit und Niederge-



mitbekommen. Nach der Gründung des Staates Israel kümmerte sich mein Vater sowohl um den Kontakt junger Deutscher mit den Israelis wie auch um die Hilfe für die palästinensischen Flüchtlingslager, dies alles im Rahmen seiner Arbeit für den Christlichen Friedensdienst. Ich kann mich an leidenschaftliche politische Diskussionen erinnern über das Problem der israelisch-palästinensischen Beziehungen und über koloniale und imperiale Herrschaft in vielen Teilen der Welt, von denen uns die Menschen aus Afrika, Asien und Lateinamerika erzählten. Meine Eltern verabscheuten jegliche Form von Kolonialismus und Imperialismus. Deshalb war es auch folgerichtig, dass mein Vater in den späten 50er Jahren in ein verdeckt arbeitendes internationales Netzwerk zur Unterstützung der algerischen Befreiungsbewegung eintrat. André Jeanson, einer der Hauptverantwortlichen des Netzwerkes, wurde drei Monate lang von unserer Familie versteckt. Die algerischen Soldaten der französischen Armee in Deutschland, die Anfang der 60er Jahre desertierten, wurden im Pfarrhaus in der Gerauerstraße, in das wir 1953/54 umgezogen waren, mit Zivilkleidern aus dem Kleiderfonds der Gemeinde ausgestattet und zum tunesischen Generalkonsulat weitergeleitet, das sie mit tunesischen Papieren versah. Die Uniformen wurden auf dem Speicher verbrannt. Daran erinnere ich mich sehr genau, weil ich meinem Vater beim Verbrennen half.

In der evangelischen Kirche gehörte mein Vater zu den entschiedenen Gegnern der traditionell obrigkeitshörigen Amtskirche und plädierte für eine strikte Trennung von Kirche und Staat, wie auch für die Erwachsenentaufe als bewusstes Bekenntnis zum christlichen Glauben. Politisch und theologisch stand er dem linken Flügel der Bekennenden Kirche um Martin Niemöller, Helmut Gollwitzer und Herbert Mochalski nahe. Damit machte er sich in der Amtskirche nicht unbedingt Freunde. Er gehörte zu jener unbequemen Minderheit in der evangelischen Kirche, die sich immer wieder in außerparlamentarischen Aktionen wie etwa der Bewegung „Kampf dem Atomtod“ oder der Ostermarschbewegung engagierten. Als 1968 die Studentenrevolte ausbrach atmete er auf, weil er trotz vieler Dinge, die ihm fremd und unverständlich erschienen, in ihnen die Leidenschaft für die Freiheit, den Hass auf Unterdrückung, und den Hunger nach Wahrheit und Gerechtigkeit spürte. Er hat sie kritisch begleitet, auch immer wieder vor Irrwegen gewarnt, insbesondere die des Terrors. Mit Gudrun Ensslin, deren Vater er kannte, hat er



Herrn Pfarrer Heinz W e l k e zum Abschied

am 30.5.76

Idee: Gerd Diehl  
Text: Hans Kraushaar

- 1.) Im Kuhwäld, in Dreifaltigkeit  
Da fing es an in schwerer Zeit .  
Es war als junger Pfarrvikar  
Herr Welke dort - neu der Tajar  
Mit guter Botschaft war er dort,  
Bekante klar das Gottes-Wort.
- 2.) Nach einiger Zeit war er dann schon  
Leiter der Inneren Mission,  
Nachkriegszeit - wir hattens schwer,  
Wo kommen [Lebensmitte] her ?  
Im Karren fuhr von Seckbach aus  
Gewinn hin, ins Marthahaus,  
Der Pfarrer mit dem jungen Boten,  
Denn große Elje war geboten.
- 3.) Als dann die Kirche Form gewann,  
Sagte Herr Pfarrer Fricke dann,  
Ich habe jetzt nur Leistungsgaben,  
Herr Welke soll die Gemeinde haben.  
Herr Gombels war sehr zu gewinnen,  
Als Probat. konnte er dies bestimmen.  
So kam der Pfarrer nach Niederrad,  
Wo Jahre er gewirkt hat.  
Doch damit war es nicht getan,  
Nach einiger Zeit war er Dekan.
- 4.) Doch heute wird es uns bekannt,  
Des Pfarrers verdienter Ruhestand,  
Wir danken ihm, an diesem Ort,  
Für Seelsorge und Gotteswort.  
Wir wollen klar dieses bekennen  
In Ruhe, ja, das heisst im Rennen,  
Herr Pfarrer ja - wir danken Ihnen,  
Gewiss, Sie werden uns weiter dienen.

Herrn Pfarrer Welke zum Abschied am 30.5.1976. Text: Hans Kraushaar

nach ihrer ersten Haftzeit<sup>3</sup> liebevoll und leidenschaftlich diskutiert, um sie von ihrem Weg abzubringen, leider ohne Erfolg.

3 Gudrun Ensslin wurde wegen Brandstiftung zu einer Haftstrafe verurteilt und nach Verbüßung eines Teils davon vorläufig freigelassen. Als sie den Rest der Haftstrafe absitzen sollte, ging sie mit den anderen Brandstiftern in den Untergrund, und sie bildeten die RAF.

Mein Vater war ein Mann des Friedens, für den er sein ganzes Leben lang eintrat. Er verabscheute den Krieg als Menschheitsverbrechen. Aber er machte aus der Gewaltlosigkeit kein universales Prinzip, weil er aus eigener Erfahrung wusste, dass in bestimmten Situationen die Anwendung von Gewalt nötig ist, um bestehende Gewalt zu brechen oder zu beseitigen: dies schließt das Recht auf Revolution ein. Historisch bleibt das Dilemma der Gewalt ungelöst: es bereitet Schmerz und Konflikt, dessen war sich mein Vater bewusst; zugleich war es aber immer auch Auslöser sehr präziser und tiefgehender Denk- und Analyseprozesse. Das christliche Liebesgebot war für ihn alles andere als gefühlsduselig: es war die Synthese von Vernunft und Gefühl, wohl wissend, dass über ihm die Liebe Gottes steht, die höher ist als alle Vernunft.

Es gibt einen Satz, den mir mein Vater kurz vor seinem Tod gesagt hat. Ganz unabhängig von ihm hat meine Mutter ihn mit einem offenen herzlichen Lachen ebenfalls auf dem Sterbebett gesagt: „Es gibt nur eine Welt.“ Für mich ist der Satz kein Rätsel, er ist aber auch keine Evidenz. Ich hoffe, ihn aussprechen zu können, wenn meine Stunde kommt. Eine mögliche Ergänzung findet sich in der Ethik Dietrich Bonhoeffers:

„Seit Gott in Christus Fleisch wurde und in die Welt einging, ist es uns verboten, zwei Räume, zwei Wirklichkeiten zu behaupten: Es gibt nur diese eine Welt.“ (DBW 6 (E), S.53)

Dieter Maier

# Schweigen in böser Zeit – ein Versuch

*Darum schweigt, wer klug ist, in dieser Zeit,  
denn es ist eine böse Zeit (Amos 5, 13)*

Ich bin nicht dabei gewesen. Dennoch will ich versuchen zu erklären, warum die Retterinnen und Retter nicht über das sprachen, was sie getan haben und warum sie es getan haben.

Das Kriegsende 1945 trennte die Deutschen in die Minderheit der Befreiten und in die Mehrheit derjenigen, die das Ende der nationalsozialistischen Herrschaft als Zusammenbruch empfanden. Diese Mehrheit besetzte die Opferrolle. Sie beklagte die deutschen Kriegstoten, die Vertreibung, die zerbombte Heimat, sie betrauerte insgeheim die Hoffnungen, die sie auf die deutsche Weltmacht gesetzt hatten. Es dauerte lange, bis sie die Niederlage annahmen. Retter und Helfer jüdischer Verfolgter wurden weiter in der Sprache des Nationalsozialismus als Volksverräter gesehen, die in „Heimtücke“ dem Untergang des NS-Regimes zugearbeitet hatten.

## Identitäten

Denselben Typen nach 1945 wiederzubegegnen, bedeutete die Einsicht, dass es politisch vergeblich gewesen war, Kopf und Kragen zu riskieren. Der politische Widerstand gegen Hitler war gescheitert. Was blieb, waren die Rettungsaktionen um der Verfolgten willen, ohne den Blick auf spätere Anerkennung. Unter Hitler gehörte es zur Selbstachtung, der NS-Mordmaschine ein paar Opfer zu entziehen, und danach war es nur konsequent, sich mit seinen Mitläufern auf keine Diskussionen einzulassen. Das böse Schweigen der Täter sprach für sich selbst. Vielleicht dachte Welke an das Wort seines Lieblingspropheten: „Darum schweigt, wer klug ist, in dieser Zeit, denn es ist eine böse Zeit.“ (Amos 5, 13)



# Flugblätter der Bekenntnenden Kirche

Ein Wort des Bruderrates der Evangelischen Kirche  
in Deutschland zum politischen Weg unseres Volkes

1. Uns ist das Wort von der Versöhnung der Welt mit Gott in Christus gesagt. Dies Wort sollen wir hören, annehmen, tun und ausrichten. Dies Wort wird nicht gehört, nicht angenommen, nicht getan und nicht ausgerichtet, wenn wir uns nicht freisprechen lassen von unserer gesamten Schuld, von der Schuld der Väter wie von unserer eigenen und wenn wir uns nicht durch Jesus Christus, den guten Hirten, heimrufen lassen auch von allen falschen und bösen Wegen, auf welchen wir als Deutsche in unserem politischen Wollen und Handeln in die Irre gegangen sind.
2. Wir sind in die Irre gegangen, als wir begannen, den Traum einer besonderen deutschen Sendung zu träumen, als ob am deutschen Wesen die Welt genesen könne. Dadurch haben wir dem schrankenlosen Gebrauch der politischen Macht den Weg bereitet und unsere Nation auf den Thron Gottes gesetzt. — Es war verhängnisvoll, daß wir begannen, unseren Staat nach innen allein auf eine starke Regierung, nach außen allein auf militärische Machtentfaltung zu begründen. Damit haben wir unsere Berufung verlorzenet, mit den uns Deutschen verliehenen Gaben mitzuarbeiten im Dienst an den gemeinsamen Aufgaben der Völker.
3. Wir sind in die Irre gegangen, als wir begannen, eine „christliche Front“ aufzurichten gegenüber notwendig gewordenen Neureichungen im gesellschaftlichen Leben der Menschen. Das Bündnis der Kirche mit den Alte und Herkömmliche konservierenden Mächten hat sich schwer an uns gerichtet. Wir haben die christliche Freiheit verraten, die uns erlaubt und gebietet, Lebensformen abzuändern, wo das Zusammenleben der Menschen solche Wandlung erfordert. Wir haben das Recht zur Revolution verneint, aber die Entwicklung zur absoluten Diktatur geduldet und gutgeheißen.
4. Wir sind in die Irre gegangen, als wir meinten, eine Front der Guten gegen die Bösen, des Lichtes gegen die Finsternis, der Gerechten gegen die Ungerechten im politischen Leben und mit politischen Mitteln bilden zu müssen. Damit haben wir das freie Angebot der Gnade Gottes an alle durch eine politische, soziale und weltanschauliche Frontenbildung verfälscht und die Welt ihren Selbstrechtfertigung überlassen.
5. Wir sind in die Irre gegangen, als wir übersahen, daß der ökonomische Materialismus der marxistischen Lehre die Kirche an den Auftrag und die Verheißung der Gemeinde für das Leben und Zusammenleben der Menschen im Diesseits hätte gemahnern müssen. Wir haben es unterlassen, die Sache der Armen und Entrechteten gemäß dem Evangelium von Gottes kommendem Reich zur Sache der Christenheit zu machen.
6. Indem wir das erkennen und bekennen, wissen wir uns als Gemeinde Jesu Christi freigesprochen zu einem neuen, besseren Dienst zur Ehre Gottes und zum ewigen und zeitlichen Heil der Menschen. Nicht die Parole: Christentum und abendländische Kultur, sondern Umkehr zu Gott und Hinkehr zum Nächsten in der Kraft des Todes und der Auferstehung Jesu Christi ist das, was unserem Volk und inmitten unseres Volkes vor allem uns Christen selbst nottut.
7. Wir haben es bezeugt und bezeugen es heute aufs neue:  
„Durch Jesus Christus wiederfährt uns frohe Befreiung aus den gottlosen Bindungen dieser Welt zu freiem, dankbarem Dienst an seinen Geschöpfen.“ Darum bitten wir inständig: Laßt die Verzweiflung nicht über Euch Herr werden, denn Christus ist der Herr. Gebt aller glaubenlosen Gleichgültigkeit den Abschied, laßt Euch nicht verführen durch Träume von einer besseren Vergangenheit oder durch Spekulationen um einen kommenden Krieg, sondern werdet Euch in dieser Freiheit und in großer Nüchternheit der Verantwortung bewußt, die alle und jeder einzelne von uns für den Aufbau eines besseren deutschen Staatswesens tragen, das dem Recht, der Wohlfahrt und dem inneren Frieden und der Versöhnung der Völker dient.

Darmstadt, den 8. August 1947

Der Bruderrat der Evangelischen Kirche in Deutschland

Versammlung europäischer Christen zur Erinnerung des Darmstädter Wortes nach dreißig Jahren Anfang Oktober 1977 in Darmstadt

Versammlung europäischer Christen zur Erinnerung des Darmstädter Wortes nach dreißig Jahren Anfang Oktober 1977 in Darmstadt



Flugblatt der Bekenntnenden Kirche, Nachdruck 1977

Das eiserne eingeeübte Schweigen, der absichernde Blick, ob die Luft rein ist, verschwanden nicht mit der Niederlage des Nationalsozialismus. Die Geretteten, die ihre Identität aufgeben und für den Fall der unvorhergesehenen Kontrolle fremde Lebensläufe auswendig hersagen mussten, konnten nach 1945 nicht einfach wieder dort anknüpfen, wo

sie aufgehört hatten, sie selbst zu sein. Sie standen in einem neuen Identitätskonflikt: Sie mussten sich als Juden im Land der Täter einrichten. Warum waren sie überhaupt Juden? Viele stammten aus assimilierten Familien, erst der Nationalsozialismus hatte ihnen den Judenstern aufgezwungen. Ihr Überleben hatte davon abgehangen, sich als Nichtjuden zu tarnen. Tuschi Müller, eine der vom Bockenheimer Netzwerk<sup>4</sup> Geretteten, wurde nachts von ihren Rettern geweckt und nach ihrem Namen gefragt und musste ihren nichtjüdischen Untergrundnamen sagen, bis es richtig saß. Auch das Leben der Retter hatte von eingeübten Untergrundtechniken abgehangen. Die Doppelexistenz als unauffälliges Glied der Volksgemeinschaft und illegaler Menschenretter wurde zu ihrer Identität. Sie hatten gehandelt statt zu reden. Solche Prozesse sind nicht umkehrbar.

Und wie hätten die Retterinnen und Retter auf reflexartige Bewunderung reagieren können? Einzig angemessen wäre die Frage gewesen: „Und was habt ihr damals gemacht?“. Wenn Viele dieselbe Courage bewiesen hätten, wäre das alles nicht passiert. Die kalte Wut darüber, dass die Lobhudler von heute ihre Türen geschlossen gehalten hatten, als es um Leben und Tod ging, war Grund genug für dieses verbissene Schweigen. Die Retter hatten einen untrüglichen Blick für Menschen, die die Tür aufmachten und solche, die sie geschlossen hielten. Ihr Ohr war ein für allemal geschärft für verräterische Nuancen bei Treppengesprächen und Podiumsdiskussionen. Die Sprache der Geheimhaltung, der fast unmerklichen Mimik, der gespielten Gleichgültigkeit und der knappen Losungswörter ließ sich nicht in den offiziellen Diskurs der Vergangenheitsbewältigung übersetzen.

Das Gedächtnis, die wirksamste Waffe des Rettungsuntergrundes, musste präzise sein, nahe an der Sache, musste schnell und unauffällig arbeiten. Die Gedenkreden der Adenauerzeit waren gedächtnislos, verschnörkelt, munkelten etwas von einer „Stunde Null“ (1945, als alles neu anfang und die Vergangenheit begraben war), sie waren mit Musik und Beifall umrahmt. Die Retter konnten und wollten diese neue Sprache nicht sprechen. Ihr Rettungsmittel war das Vertrauen gewesen, das in einer Umgebung standhielt, in der jede und jeder Spitzel sein konnte. Dieses intime, durch gemeinsamen Glauben gestärkte Vertrauen zwi-

---

4 Neben Welke und einigen Anderen der Arzt Dr. Fritz Kahl in Frankfurt-Bockenheim und seine Frau Margarete

schen politisch Gleichgesinnten, zwischen Arztfamilie (Margarete Kahl half ebenfalls) und Patienten, Pfarrer und Gemeindemitglied war auch in der neugegründeten Bundesrepublik ein seltenes und kostbares Gut. Es ließ sich nicht kapitalisieren. Die Geheimcodes des Vertrauens gehörten nicht aufs Podium. Die Erinnerung wurde zur Privatsache.

Die Zahl der Retter in Frankfurt war größer als wir heute rekonstruieren können. An jeder einzelnen Aktion waren Netzwerke oder Ketten von Helfern beteiligt; in Deutschland können sie in die Tausende gegangen sein. Viele, auch Welke, haben berufliche Nachteile gehabt. Sie hätten sich im Stimmengewirr der Opferverbände und Vertriebenen, der Gedenkstättenbetreiber und Straßenumbenenner zu Wort melden, sich organisieren und Jahrestreffen abhalten können. Der Staat hätte sie unterstützt, denn sie hätten das deutsche Bild im Ausland und das deutsche Selbstbild aufpoliert, ein deutsches Gegenstück zu den italienischen Partisanen und der französischen Résistance ... aber nichts wäre peinlicher gewesen. Das letzte, was sie wollten, war, gute Deutsche zu sein. Sie hatten die Juden nicht gerettet, damit die Mittäter sie nachträglich in ihre Versöhnungsrhetorik einspannen konnten, um in die westliche Wertegemeinschaft aufgenommen zu werden. Für Welke waren die Deutschen „...ein Volk, das von seiner Vergangenheit noch nicht Abstand und Abschied genommen hat“.<sup>5</sup>

Als es „uns“ im Wirtschaftswunder wieder gut ging und „wir“ den Juden Wiedergutmachung gezahlt hatten, wurde das Schweigen derer, die so viel zu erzählen gehabt hätten, von der Redseligkeit mancher Täter überdeckt. Sie faselten über die Autobahnen, die angeblich Hitler gebaut hatte, und dass „das mit den Juden“ ja doch nicht so ganz stimmte. Die Illustrierten brachten beschönigende Kriegserinnerungen in hohen Auflagen. Adolf Eichmann, der die Deportationen in die KZ organisiert hatte, sprach in seinem Fluchtland Argentinien über Monate seine Erinnerungen auf Band (vielleicht flog er deshalb auf!). Es waren endlose Selbstrechtfertigungen. Die Retter brauchten sich nicht zu rechtfertigen; sie durften es nicht, denn dann hätten sie auf gleicher Stufe mit denen gestanden, die sie kurz zuvor noch umbringen wollten. Die Spra-

---

5 Abschrift – „Warum wir einer Wiederaufrüstung Deutschlands nicht das Wort reden können“. Die hier zitierten Texte von Heinz Welke befinden sich im Privatarchiv Dieter Welke



che hätte ihnen versagt. Die Judenvernichtung gehört ins „Grenzgebiet der Denkfähigkeit“ (Peter Weiss), wo die Wörter ihren verbürgten Sinn verloren haben. Wer es nach Auschwitz ehrlich meinte, musste sich die Sprache Wort für Wort wiedererkämpfen, konnten sich auf das Geplappere, als sei nicht gewesen, nicht einlassen. Das behinderte die Retter gegenüber den Worthülsen der Täter und Mitläufer.

## Angst

Vertrauen war der sicherste Schutz gegen Denunziation. Es war das Vertrauen innerhalb des Netzwerks und das der Verfolgten, wenn sie davon erfuhren und Kontakt aufnahmen, denn auch das war riskant. Nachdem das Netzwerk sich einmal als genügend abgeschottet und funktional erwiesen hatte, durften die Retter nicht mit der Rettungsarbeit aufhören, solange Juden verfolgt wurden. Es wäre Verrat an der eigenen Sache und ein allzu schmerzlicher Verlust an Selbstachtung gewesen. Das Netz trug sich gleichsam selbst, gehalten durch einen moralischen Imperativ oder christlichen Glauben, die stärker waren als die Angst.

Die Retter hatten Mut bewiesen, und wer Mut hat, hat auch Angst. Diese jahrelange Angst ist körperlich,- Welke kannte die Torturen der Gestapo. Sie verändert die Psyche, wird intim. Über diese Angst predigte Welke nach dem Bombenangriff auf Frankfurt am 4. Oktober 1943. Es war eine Friedenspredigt<sup>6</sup> mitten im Krieg. Die Angst, so predigte er, ist der Mietzins, den wir dafür zahlen, dass wir in der Welt sind. Sie bleibt und muss bleiben. Auch Jesus Christus, „der Mann mit dem entstellten Körper, mit dem bleichen blutigen Gesicht und dem verzweifelten Ausdruck seiner Züge“<sup>7</sup>, hatte Angst. Er konnte sie nicht überwinden; aber ihre Ursachen, die „Welt“<sup>8</sup>, überwand er. „In der Welt haben wir Angst als ihre Bewohner. Und noch mehr vor der Welt haben wir Angst.

---

6 Welke hat hunderte von Predigten hinterlassen, die er in kleiner Schrift auf der Rückseite von Feldpostbriefformularen, Bankauszügen usw. geschrieben hatte. Die hier erwähnten Predigten müssen ihm wichtig gewesen sein, denn sie sind hektographiert (d.h. mit einer Handdruckmaschine vervielfältigt) und gehören zu sechs während des Krieges gehaltenen Predigten, die mit Faden in einer Geschenkmappe „Unserer lieben Mutter“ enthalten sind, die offenbar nach dem Krieg angelegt wurde. Möglicherweise sind die hektographiert worden, um als Flugblätter verteilt zu werden.

7 aus einer undatierten handschriftlichen Predigt Welkes

8 Die Predigt ist über „Solches habe ich mit euch geredet, dass ihr in mir Frieden habet. In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden“ (Johannes 16, 33)

Wir merken es, wenn unser Weg enger, das Gedränge größer werden, wie düstere Wolken mit unheimlicher, unberechenbarer Gewalt näher auf uns eindringen, und wenn die Angst höher steigt und aus der Angst die Verzweiflung kommt und aus der Verzweiflung, aus dem Gefühl der endlosen Verlassenheit die Frage: Wenn nun doch mein Gott nicht da wäre, an den ich bisher geglaubt habe?“ Das wird die Gemeinde wohl als Angst vor den anfliegenden Bombern verstanden haben; einige, die ihren Pfarrer kannten, werden wohl an den Gestapo-Mann gedacht haben, der sich bei solchen Predigten Notizen machte. Die Schlusswendung der Predigt handelt von der Überwindung der Welt, zu der solche Kriege gehören: „Schau jetzt die Welt an, die sich ängstigt; sie ist nicht mehr, sie scheint nur noch zu sein. Schau hinab in all die satanischen Welten, die dir das Liebste genommen... sie haben keine Macht mehr.“ Welke hat mehrfach gepredigt, dass die Welt, solange sie noch nicht endgültig erlöst ist, eine von vielen möglichen Welten ist und dazu noch eine der schlechteren. Oder, aus einer anderen Predigt: „Fürchtet euch nicht vor den irdischen Kräften, Verhältnissen, Mächten und Menschen, sondern vor einem Größeren. Er zeigt uns über Menschen, Völkern und Reichen den wirklichen Souverän“. Solche Passagen sind eine Antwort auf die Frage, wie Leute wie Welke ein Jahrzehnt illegaler Arbeit in Hitlerdeutschland durchgehalten haben: Sie wussten um die Bedingtheit der herrschenden, „satanischen“ Macht, und sie glaubten an deren Überwindung. Mit diesem Bezugspunkt relativierten sie die scheinbar absolute Macht des Hitler-Staates und entrissen ihm einige seiner Opfer

## Scham

Es gehört zu den schwer deutbaren Erfahrungen von Petra Bonavitas Recherche<sup>9</sup>, dass nach 1945 Retter und Gerettete den Kontakt zueinander mieden. Waren die Erinnerungen zu stark, war auf beiden Seiten zu viel Existenzielles im Spiel? Auch der aufrichtige Dank bedient sich - wohl auch aus Verlegenheit - einer standardisierten Sprache, die zu Floskeln neigt, zu passenden Worten, die ihren Gegenstand verfehlen müssen. Wo es aber ums nackte Überleben geht, gelten Wörter wenig und Nu-

---

9 Petra Bonavita: Mit falschem Pass und Zyankali: Retter und Gerettete aus Frankfurt am Main in der NS-Zeit. Schmetterling Verlag, Stuttgart 2009, 189 Seiten

ancen des stummen Dankes viel. Floskeln sind das Gegenteil von dem, was man sagen will. Das Schweigen über die Rettungen erkennt die Unverfügbarkeit des Lebens an, Festreden gehen leicht darüber hinweg. Ich meine, es ist selbst heute zu früh, die Retter namentlich und öffentlich zu ehren. Die Analogie zur anonymen Organspende mag zum Verständnis beitragen: Es gilt die Tat, sonst nichts.

Dieses Gefühl der Peinlichkeit mag der Grund gewesen sein, warum sie auch in ihren Familien schwiegen, die Geretteten wie die Retterinnen und Retter. „Komm mal her!“, sagte die Mutter einer Geretteten zu ihrer heranwachsenden Tochter Marie Luise B., und diese dachte schon, sie habe etwas ausgefressen. Die Mutter teilte ihr knapp mit, dass die Familie jüdisch sei und ihre Urgroßeltern vergast wurden. Dann verbat sie sich jedes weitere Gespräch über das Thema. Die Scham derer, die sich fragten, warum sie und nicht die anderen überlebt hatten, blockierte die allerpersönlichste Kommunikation.

## **Der Wert des Lebens**

Die Nazis haben von „lebensunwertem Leben“ gesprochen. Diesem destruktiven Denken haben sich die Retter durch ihr Handeln widersetzt. Die Logik der Vernichtung lässt sich aber nicht einfach umdrehen. Wie viel ist ein Menschenleben wert? Sind alle gleichviel wert? Was wiegt das Leben eines Retters (das dieser ja riskiert) gegenüber dem eines von der Gaskammer Bedrohten? Und muss er sein Leben nicht schützen, um noch Andere retten zu können? Auf solche Fragen gibt es keine allgemeingültige Antwort. Die Unschätzbarkeit menschlichen Lebens verschlägt die Sprache. Die Retter schwiegen sicher auch aus Einsicht in ihre eigene Begrenztheit. Darauf deutet die unwirsche Art hin, mit der sie auch unter Vertrauten Gespräche über ihre Rettungsaktionen verweigerten. Wer einen Drachen besiegt, mag sich als Held feiern lassen. Wer einen Menschen rettet, überschreitet damit die Linie zwischen Heldentum und einem Bereich, wo auch Menschen, von denen man es nicht erwartet hätte, Wörter aus dem Sprachschatz der letzten Dinge benutzen. Das Leben ist heilig, dem Wertkalkül enthoben, nur Missetäter schänden es. Heilige sind schweigsam, Überlebende stumm, und Propheten können in bösen Zeiten durch ihr Schweigen mehr sagen als durch flammende Reden.

Es gibt keine Anerkennung, die den Rettungsaktionen und der tagtäglichen Lebensgefahr der Retter gerecht würde. Man kann sich für eine einmalige, mit persönlicher Leistung verbundene Handlung (z.B. die Rettung eines Ertrinkenden) ehren lassen, aber auf jahrelange Rettungsarbeit kann man nicht stolz sein. Niemand hat es allein gemacht oder hätte es allein machen können. Und jede, jeder hat irgendwann einen Fehler gemacht, den sie oder er sich nicht verzeihen konnte, auch wenn alle anderen sagen, dass dieser Fehler von den Verdiensten mehr als aufgewogen wird. Wer jahrelang unter Bedingungen wie in Hitlerdeutschland Verfolgte gerettet hat, weiß, dass sie oder er viel geleistet hat, aber immer noch zu wenig. Gab es einen Rettungsplan, den man zu früh verworfen hat? Gab es ermordete Juden, die man vor der Deportation hätte bewahren können? Die bloße Dimension der Judenvernichtung verbot es, sich mit dem Wenigen, was man dagegen hatte tun können, zu exponieren. Und hätte man nicht mehr politischen Widerstand leisten können? Am Maßstab der Gaskammern gemessen, waren die Rettungen ein kleiner Lichtfunke in einer Welt von Dunkelheit. Sie gaben Hoffnung. Hoffnung hält aufrecht, aber man kann nicht stolz auf sie sein.

Wie müsste eine Gesellschaft beschaffen sein, in der jemand ganz unbefangen erzählen könnte, dass es unter Einsatz seines Lebens einen Menschen gerettet hat? Es müsste eine Gesellschaft sein, in der die Wertschätzung des Lebens so selbstverständlich ist, dass niemand auf die Idee käme, die Retter zu bewundern. Eine befreite Gesellschaft. Eine erlöste Gesellschaft? Eine real erlöste Welt? Aber in der gäbe es keine Verfolgung. Bis dahin müssen wir über das Schweigen reden ohne es zu brechen. Denn dieses Schweigen ist notwendig. Uns bleibt, die Rettungstat als Tat und als Vorbild zu schildern, wie es Petra Bonavitas 2009 erschienenen Buch *Mit falschem Pass und Zyankali tut*, und in dieser Ausstellung sichtbar wird.

## **Danach**

In einem fremden Land ist das Rollenspiel ausgeprägter als in der Heimat. Die deutsche Heimat war so sehr Teil des nationalsozialistischen Wahns geworden, dass sie für Generationen blamiert war. In der Bundesrepublik der Wirtschaftswunderzeit wurden die Retter nicht heimisch. Os-

kar Schindler, der mit seiner Krakauer Fabrik etwa 1.200 Juden rettete, wanderte nach dem Krieg nach Argentinien aus und konnte sich nach diesem misslungenen Versuch in Deutschland nicht wieder integrieren. Nachdem Ursula und Dieter Trautwein ihn in den sechziger Jahren in Frankfurt gefunden hatten, überredeten sie ihn zu einer Podiumsdiskussion und ein paar kleineren Auftritten. Anschließend verstummte das Interesse bis zum Film Schindlers Liste. Kahl arbeitete als Arzt weiter. Offenbar sprach er erst 1964 mit einem US-Amerikaner über seine Zeit als Retter, und auch das nur, weil dieser bei seinen Recherchen auf ihn gestoßen war, ihn schließlich gefunden und dazu aufgefordert hatte. Erst nach zwei Generationen berichteten Lokalzeitungen über ihn. Welke blieb bis zu Petra Bonavitas Buch unbekannt. Im Ausland konnte Welke reden. Er war einer der ersten Deutschen, die nach Kriegsende mit Sondererlaubnis nach Frankreich und in die Niederlande fahren durften.

Welke war, wie sich sein Sohn Dieter erinnert, in der jungen Bundesrepublik von einer „bleiernen Traurigkeit“ befallen. Das Gespräch in der Familie kreiste lange Zeit um die Frage: „Wo gehen wir hin? Nach Frankreich, Belgien, USA oder in die Schweiz?“ Er wurde Pfarrer in der Frankfurter Paul-Gerhardt-Gemeinde, ein Pfarrer unter anderen. Was seine Rettungsarbeit betraf, kultivierte er ein Inkognito. Nur wenn ein Gemeindeglied sich aus der eigenen Wohnung ausgeschlossen hatte, wurde er gerufen, und er öffnete „mit leuchtenden Augen“ (wie Dieter Welke erzählt) mit seinen Dietrichen die Tür. Das hatte er bei der Rettungsarbeit gelernt, als sie Pässe stahlen.

Welke hat nach Kriegsende mit Freunden<sup>10</sup> den Entwurf des Darmstädter Wortes diskutiert. Das Darmstädter Wort ist ein selbstkritisches Manifest der Bekennenden Kirche von 1947.

Er nahm an Ostermärschen gegen die Aufrüstung teil, engagierte sich in der christlichen Friedensarbeit und half französischen Deserteuren, die nicht in den Algerienkrieg wollten. „Er half den algerischen Soldaten, die in der französischen Armee dienten, den so genannten <Franco-Musulmans> bei der Desertion. Sie wurden im Pfarrhaus in der Gerauerstraße in Niederrad mit Zivilkleidung aus dem Kleiderfonds

---

10 Information von Helmut Gollwitzer an Dieter Welke beim 30. Jahrestag des *Darmstädter Wortes*. Die Freunde gehörten wohl zum Redaktionskreis der *Stimme der Gemeinde* und verkehrten im Hause Welke.

der Gemeinde versehen und an das tunesische Generalkonsulat weitergeleitet, das sie mit tunesischen Pässen versah, so dass sie unbehelligt aus Deutschland ausreisen konnten. Die Uniformen wurden nachts im Dachspeicher des Pfarrhauses verbrannt.“ Erst 1968, während der Studentenrevolte, atmete Welke wieder auf, sagt sein Sohn.

Welke lehnte die bundesdeutsche Amtskirche entschieden ab. Die Dopplexistenz als Dekan, Synodaler der Evangelischen Kirche von Hessen-Nassau und Gemeindepfarrer und als radikaler Kirchenkritiker mit starkem außerkirchlichem Engagement habe ihn stets zermürbt, sagt sein Sohn. Mit dem Widerstandskämpfer Peter Gingold<sup>11</sup> verstand er sich ausgezeichnet, die beiden tauschten ihre gegenseitigen Erinnerungen aus. Welke war von dem geprägt, was er den Kern der christlichen Botschaft nannte: tätige Nächstenliebe und die Bestimmung des Menschen zu fröhlichem Leben, auch in den schwersten Zeiten, erzählt sein Sohn Dieter. Wenn er in Bechtheim 1935/36 die illegalen Gottesdienste auf freiem Feld und in den Häusern der Bauern hielt, ähnelte das den Gemeinden während der Christenverfolgungen im Kaiserreich. Später hätte man ihn Arbeiterpriester in einer Basisgemeinde genannt. Diese Bezugspunkte gab es zu Welkes Zeit noch nicht.

Auch in der Bekennenden Kirche war er Außenseiter. Sie war ihm nicht politisch genug, fragte zu sehr nach der Konfession der Verfolgten. Den „Kirchenkampf“, den die Bekennende Kirche und die Hitler nahestehenden „Deutschen Christen“ gegeneinander führten, verstand Welke existenziell. Er hat in mehreren Predigten die biblische Geschichte von der Stillung des Sturms durch Jesus mit der Situation der Kirche in der Hitlerzeit verglichen; er sagte zum Beispiel: „... dass die Kirche im Kampf um die Welt steht und dass es ein Kampf auf Leben und Tod ist“.<sup>12</sup>

Sprach jemand Welke auf seine Rettungen an, antwortete er mit Jesus: „Was ihr den geringsten unter meinen Brüdern getan habt, das habt ihr mir getan“. Das genügte als Antwort. Die Retter hatten nur ihre menschliche Pflicht getan und wollten nicht als Helden gefeiert werden.

---

11 Peter Gingold (1916-2006) Widerstandskämpfer, Kommunist, emigrierte 1933 nach Frankreich, in der Résistance aktiv, lebte bis zu seinem Tod in Frankfurt/Main.

12 Predigt zu Matth. 8, 23-27 vom 26.7.1936



Auf dieses „nur“ kommt es an. Ein Retter, der seine Person herausstellt, verneint im Nachhinein die Rettungstat, bei der es um nichts anderes als konkrete gefährdete Menschen gegangen war. Der Satz „Was ihr getan habt den geringsten von diesen meinen Brüdern, das habt ihr mir getan“ aus den Endzeitreden des Matthäusevangeliums (Kap. 25) ist kein Gebot. Es ist ein Urteil beim Jüngsten Gericht. Hier zählen nicht Worte, sondern Fakten. Selbst deren Erklärung verbietet sich. Ihr habt die Tür aufgemacht oder zugeschlagen. Das entscheidet über ewige Strafe oder ewiges Leben. Basta!

Einige Anregungen zu diesem Text verdanke ich Peter Weiss: Laokoon oder über die Grenzen der Sprache, in: Peter Weiss: Rapporte Bd. 1, Frankfurt, Suhrkamp 1968



Pfarrer Heinz Welke

# Anhang:

## Das „Bockenheimer Netzwerk“

Den Namen „Bockenheimer Netzwerk“ hat die Soziologin Petra Bonavita geprägt, da in dem Frankfurter Stadtteil die meisten der bekannten Retter wohnten. In den Händen von Heinz Welke, Fritz Kahl und seiner Frau Margarete liefen die Fäden zusammen. Sie planten die Fluchtwege und sprachen die einzelnen Netzwerker an, die sich aus Sicherheitsgründen untereinander in der Regel nicht kannten. Neben den drei Köpfen gehörten vor allem Patienten von Dr. Kahl und Mitglieder der Dreifaltigkeitsgemeinde dem Netzwerk an. Außerdem gab es eine Reihe Kriminalbeamte, die vor Razzien und Vorladungen durch die Gestapo warnten sowie ein Fälscher, der vermutlich bei einer Frankfurter Zeitung arbeitete und für Verfolgte Dokumente frisierte. Der Schlosser Karl Münch, der im Ersten Weltkrieg im U-Boot Martin Niemöllers diente, war so empört über die KZ-Internierung seines früheren Kommandanten, dass er ohne Wenn und Aber Pfarrer Welke unterstützte, Kurierdienste erledigte und Flugblätter der Bekennenden Kirche verteilte. Er besaß auch jene „Dietriche“, mit denen Amtstürentüren geöffnet wurden um Ausweise zu besorgen.

Als Welke die Kontakte nach Stuttgart und in die Schweiz aktivierte und Fluchtwege auskundschaftete, traten überdies etliche Kuriere in Aktion. Briefpost oder Telefon wäre zu gefährlich gewesen. In Stuttgart war die Hauptperson in der Fluchthelferkette Dorle Pfeiffer, Mitglied in der evangelisch-reformierten Gemeinde von Pfarrer Kurt Müller. Der Theologe fungierte als einer der Ansprechpartner für verfolgte Berliner Juden, die sich über das „Büro Grüber“ gezielt an ihn wandten. Später hat er auch Hilfesuchende des Bockenheimer Netzwerks versorgt, die ihm Pfarrer Welke „zur Betreuung“ anvertraute.

Helfergruppe des „Bockenheimer Netzwerk“ in Frankfurt: Albert Palentin (Lebensmittelhändler), Gertrude Lengler, geb. Leis, Cavit Fitman (Angestellter im türkischen Konsulat), Karoline Weber (Sozialfürsorgerin), Karl Münch (Schlosser), Wilhelm Gentemann (Kriminalpolizist), Graphiker – Name unbekannt, Johannes Becker (Rechtsanwalt), Tilly Glässing übergab ihre Kennkarte für Tuschi Müller.

Die dreizehn Tafeln zu der Ausstellung „Zivilcourage und Widerstand“ zum 100. Geburtstag von Pfarrer Heinz Welke können über den „Studienkreis Deutscher Widerstand 1933-1945 e.V.“ in Frankfurt/Main ausgeliehen werden.

## **Tafel 1: Zivilcourage und Widerstand eines Pfarrers**

### Lebensdaten Pfarrer Heinz Welke

- |         |   |
|---------|---|
| 1911    | am 16. März in Iserlohn geboren   |
| 1928    | aus Geldmangel Unterbrechung des Besuchs am<br>Gymnasium und kaufmännische Lehre  |
| 1932    | Abitur in Iserlohn  |
| 1932-35 | Studium der Theologie an den Universitäten Münster,<br>Zürich und Bonn  |
| 1935    | 15. Februar Verweigerung des Eids auf den „Führer“  |
| 1936    | Studienabschluss an der Theologischen Schule der<br>Bekennenden Kirche in Elberfeld, Vikar in<br>Bechtheim/Rheinhausen    |
| 1936-37 | Vikar an der Dreifaltigkeitsgemeinde Frankfurt am Main  |
| 1937    | Ende des Jahres Ausweisung aus Frankfurt und Vikar<br>bei der Friedensgemeinde in Offenbach                               |
| 1938    | Vikar in Oppenheim/Rheinhausen  |
| 1938    | am 7. Dezember Ausweisung durch die Gestapo<br>Darmstadt aus dem Gebiet<br>Hessen   |
| 1938    | Ende Dezember Flucht nach Speele bei Kassel   |
| 1939    | illegale Rückkehr nach Frankfurt am Main.<br>Welke wird durch die Gestapo Frankfurt am Main<br>verhaftet                  |
| 1939    | durch Fürsprache des Winzers Illian aus Bechtheim<br>schwerkrank aus der Haft entlassen                                   |
| 1940    | Kur in Davos/Schweiz, anschließend dort Hilfspfarrer<br>der anglikanischen Kirche und Rückkehr nach<br>Frankfurt am Main  |
| 1941    | Ordination durch Evangelische Landeskirche in<br>Württemberg, im März Verpflichtung durch<br>Pfarrernotbund Berlin-Dahlem |

- 1942-45 **Welke rettet mit anderen zusammen eine unbekannte Zahl verfolgter Juden**
- 1942-44 Pfarrverweser an der Dreifaltigkeitsgemeinde
- 1944-45 Pfarrer des Vereins für Innere Mission
- 1945-76 Pfarrer an der Paul-Gerhardt-Gemeinde in Frankfurt-Niederrad
- 1977 am 2. November stirbt Pfarrer Welke in Frankfurt am Main

## Tafel 2: Vikariat und Widerstand

Nach Rückkehr von einem Studienaufenthalt in Zürich 1933/34 trat Welke der Bekennenden Kirche bei. Als er am Ende des Wintersemesters 1934/35 in Bonn den Eid auf den „Führer“ leisten soll, verweigerte er ihn. „Für den evangelischen Christen jedoch ist **jede Verpflichtung unter Menschen absolut begrenzt und bedingt durch das in der Heiligen Schrift bezeugte Gebot Gottes.**“

Die Folge war, dass er halbtot geprügelt wurde. Sie drohten, ihn vom zweiten Stock herabzustürzen. Welke verließ die Bonner Universität und wurde einer der ersten Studenten an der Theologischen Schule in Elberfeld, die auf Initiative Martin Niemöllers und der Bekennenden Kirche gegründet wurde. Anfang 1936 begann er den Dienst für die Bekennende Kirche in Rheinhessen.

Ende 1936 sollte er Pfarrer Otto Fricke und seine Gemeinde in der Dreifaltigkeitskirche in Frankfurt am Main unterstützen. Doch der hessische Gauleiter Sprenger ließ die Notkirche in der Kuhwalsiedlung schließen, Fricke verhaften und Welke aus Frankfurt ausweisen. Welke wich nach Offenbach zu Pfarrer Matthäus an der Friedensgemeinde aus. Im Jahr darauf - während der „Kristallnacht“ 1938 – war er als Vikar in Oppenheim/Rheinhessen eingesetzt. Als es Feueralarm gab wusste er sofort, dass die Synagoge im Ort brannte.

Am 7. Dezember verwies ihn die Gestapo Darmstadt aus Hessen. Welke versteckte sich in Speele/Kassel bei seinen Eltern und kehrte Anfang 1939 illegal nach Frankfurt zurück. Das illegale Leben in Bockenheim, die Wut und Ohnmacht machten ihm zu schaffen. In dieser verzweifelt

ten Lage überklebte er ein Hitler-Bild in seinem Zimmer. Die Wirtin erstattete Anzeige und Welke wurde verhaftet und gefoltert. Dem Bechtheimer Winzer Georg Illian gelang es, ihn aus der Haft herauszuholen. Unter der im Gefängnis ausgebrochenen Knochentuberkulose litt er ein Leben lang.

### **Tafel 3: Freunde und Retter in der Schweiz**

Die Folgen der Folter und Gestapohaft mussten ärztlich behandelt werden. Im nationalsozialistischen Reich kam ein Klinik- oder Kuraufenthalt für einen Verfolgten nicht in Frage. Mit einem geliehenen Geldbetrag in der Tasche fuhr Welke in die Schweiz. In einem in Davos betriebenen Heim wollte er die gesundheitlichen Schäden auskurieren.

In den Monaten nach der Kur suchte er Menschen auf, mit denen er später die Rettungen Frankfurter Juden in die Wege leitete. Er freundete sich mit Luise Wetter an, einer Schweizer Lehrerin, die sich 1943 um das geflüchtete Paar Robert Eisenstädt und Eva Müller kümmerte. Er nahm Kontakt zum „Schweizerischen evangelischen Hilfswerk für die Bekennende Kirche in Deutschland“ auf. Pfarrer Adolf Freudenberg und seine Ehefrau Elsa in Genf waren alte Freunde der Kahls aus Frankfurt. Freudenberg war seinerzeit in Genf zuständig für die Betreuung der Flüchtlinge aus Deutschland.

Nach seiner Kur bekam Welke eine kleine Anstellung in der Gemeinde der anglikanischen Kirche in Davos. Nach reiflichen Überlegungen ging er zurück nach Deutschland. Ende 1940 meldete er sich bei der Frankfurter Dreifaltigkeitsgemeinde und wurde erneut als Vikar aufgenommen. Die Gestapo schien seinen Aufenthalt zu dulden. Gemeindeglieder warnten ihn, wenn sie auf den Kirchenbänken Gestapo-Beamte erkannten, und er hielt sich in seinen Predigten zurück. Auf die Frage einer französischen Historikerin kurz vor seinem Tod im Jahre 1977, warum er denn aus der sicheren Schweiz zurückgekehrt sei, antwortete er: **„Wie hätte ich denn sonst gegen den Hitler und die Nazis kämpfen können?“**

## Tafel 4: Bockenheimer Netzwerk

**Welke und das Ehepaar Dr. Fritz und Margarete Kahl organisierten von ihrem Wohn- und Arbeitsort Frankfurt-Bockenheim viele Rettungen verfolgter Juden.** Sie bildeten mit anderen Helfern zusammen ein unsichtbares Netzwerk. Bei ihnen liefen die Fäden zusammen, sie planten die Fluchtwege und sprachen die einzelnen Helfer für spezielle Aufgaben an. Häufig waren es Patienten von Dr. Kahl oder Gemeindemitglieder der Dreifaltigkeitskirche, die sich der Bekennenden Kirche angeschlossen hatten.

Kahl berichtete von Patienten, die er um Lebensmittelmarken bitten konnte, um einen versteckten Juden damit zu versorgen. Der Lebensmittelhändler Albert Pallentin aus der Appelsgasse löste diese Karten ein.

Es gab auch Kriminalbeamte, die vor Razzien und Vorladungen der Gestapo warnten. Einer war der Kriminalassistent Wilhelm Gentemann. Er übergab dem untergetauchten Robert Eisenstädt eine Pistole für seine Flucht in die Schweiz. Ein Fälscher, vermutlich Graphiker bei einer Frankfurter Zeitung, „frisierete“ Dokumente für die Flüchtenden oder für den Untergrund. Sein Name ist nicht überliefert.

Der Schlosser Karl Münch, Maat im Ersten Weltkrieg in Martin Niemöllers U-Boot-Besatzung, half Welke. Er verteilte illegal Flugblätter. Mit seinen geheimen Kurierdiensten bereitete er die Fluchtwege vor.

In Stuttgart war Dorle Pfeiffer eine Hauptperson in der Kette der Fluchthelfer. Sie gehörte der Evangelisch-reformierten Gemeinde von Pfarrer Kurt Müller in Stuttgart-Kornthal an, der 1944 bei einer Rettung dem **Bockenheimer Netzwerk** half.

Die Frankfurter Krankenhausfürsorgerin Karoline Weber fütterte Welke durch, der von seinem Gehalt als Vikar kaum leben konnte. Die Hausangestellte der Kahls, Paula Meisenzahl, brachte einige Male Schmuck von Juden nach London. Der im türkischen Konsulat arbeitende Jude Cavit Fitaman besorgte Gemüse für das **Bockenheimer Netzwerk**.



## **Tafel 5/6: Rettung in die Schweiz: Robert Eisenstädt und Eva Müller**

Am 22. Juli 1942 klopfte Robert Eisenstädt an die Mansardentür seiner Verlobten Eva. Er war aus dem Vernichtungslager Majdanek in Polen geflohen und hatte sich bis ins Frankfurter Westend durchgeschlagen. Hier kümmerte sich Fritz Kahl um dessen schwere Verletzungen und half gemeinsam mit Roberts nicht-jüdischem Schwager Hans Waider falsche Papiere zu beschaffen. Auch Eva Müller erhielt eine neue Identität für die beabsichtigte Flucht in die Schweiz. Diese Flucht, die vom Ehepaar Kahl und Welke geplant wurde, war seit Herbst 1942 hoch gefährlich. Immer mehr Schweizer Grenzbeamten schickten Flüchtlinge ins Deutsche Reich und damit in den sichereren Tod zurück. Nur schwangere Frauen und ihre Ehemänner galten als relativ geschützt. Kahl startete daher eine damals gewagte medizinische Präzisionsarbeit. Da Robert nur bedingt fortpflanzungsfähig war, separierte der Arzt dessen fruchtbare Spermien und benutzte sie zur künstlichen Befruchtung – mit Erfolg. Ein Kind wurde gezeugt, um zwei Menschenleben zu retten.

Kahl und Welke ging es um die Rettung vieler Menschen, da sich die Berichte über die Massenerschießungen häuften. Eisenstädt's Flucht war den Rettern daher besonders wichtig, denn seine Aussagen sollten das Ausland aufrütteln.

Im Februar 1943 war Evas Schwangerschaft sichtbar, Robert wurde mit einer Gesichtsnarbe, Wehrmachtsstiefeln und Gipsverband zum Soldat auf Fronturlaub „präpariert“. Frau Kahl begleitete das Paar an die Grenze. Dass sie glücklich auf die andere Seite gelangten, erfuhren die deutschen Retter durch die Postkartennotiz: „Wir teilen Euch mit, dass gesunde Zwillinge angekommen sind.“

**Eisenstädt war ein lebender Beweis für die Vernichtung der Juden im Lager Majdanek.** Adolf Freudenberg, Sekretär für Flüchtlingshilfe in Genf, ging mit ihm zum Internationalen Komitee des Roten Kreuzes. Sie wollten erreichen, dass die Lager überprüft würden. In Telegrammen wurde das State Department in Amerika vom Generalsekretär des Jüdischen Weltkongresses in Genf informiert.

## Tafel 7/8: Flucht mit Zyankali im Dutt

Tuschi Müller war Jüdin ungarischer Herkunft. Als ihre Schwester Eva nach der Flucht nicht zur Arbeit erschien, war es auch für Tuschi Zeit zu verschwinden. Margarete Kahl versteckte sie in ihren Kellerräumen und stellte ihr ein Bett in die Waschküche. Das **Bockenheimer Netzwerk** überlegte, sie über einen Pfarrer der Bekennenden Kirche in Berlin untertauchen zu lassen. Dieser erste Anlauf ließ sich nicht realisieren.

Dr. Kahl erhielt von einem Patienten ein Dokument, das Tuschi zu Ruth Hoefler machte. Frau Kahl begann mit ihr nachts ein mentales Trainingsprogramm. Sie bereitete Tuschi auf ein illegales Leben vor und rüttelte sie unvermutet wach, um sie nach ihrer neuen Identität zu befragen. Erst wenn der falsche Name richtig saß, konnte die Flucht beginnen. Die Identität der Verfolgten verwischte sich. Sie wurden zu passiven Mitspielern in einem Rettungsplan, den ihre Retter für sie gemacht hatten.

**Tuschi fuhr mit einer Kapsel Zyankali im Dutt bis nach Wien**, da die gefälschte Kennkarte für den geplanten Grenzübertritt nach Ungarn nicht ausreichte. Im Zug musste sie neben SS-Männern sitzen, die doch angeblich die Reinheit der Rasse an der Nasenspitze erkannten. Ihren ersten Schritt in die Illegalität hatte sie erfolgreich bestanden.

In Wien kaufte sie sich ein Muttergottes-Medaillon und hängte es als Zeichen einer gläubigen Katholikin um den Hals. Zwei Jahre überlebte sie als „U-Boot“ – so nannte man die Untergetauchten - in Wien.

Nach 1945 wollte sie nie wieder an diese Zeit erinnert werden. Erst auf Drängen der Kahl-Söhne schrieb sie 1996, dass sie mit „falschem Dokument und Zyankali“ flüchtete: „So blieb ich in Wien und war fähig gewesen falsche Papiere mir zu besorgen. Ich habe eine vierstündige Stellung angenommen. Die größte Photokopieanstalt in Wien: Inhaber Nazi-Gauleiter. So konnte ich Lebensmittelkarten kriegen. Nach dem II. Weltkrieg war es mir sehr schwer, die Wiener Behörden von meiner Situation zu überzeugen. Nachträglich haben sie sogar Kirchensteuer verlangt etc. Ich führte in Wien ein tragisch-komisches gefährliches Leben.“

Tuschi Müller emigrierte Ende 1946 in die USA und starb 1998 in Los Angeles im Alter von 88 Jahren.

## **Tafel 9/10: „ ... wenn Menschlichkeit über Angst triumphiert“ Rettung von Margarete Knewitz**

Am 10. Mai 1944 erhielt Margarete Knewitz die Vorladung, in der Gestapo-Zentrale zu erscheinen. Frau Knewitz war jüdischer Herkunft, aber evangelisch getauft. Sie fühlte sich durch ihre „privilegierte Mischehe“ geschützt. Dies erwies sich nun als Trugschluss, und Tochter Renate besorgte für ihre Mutter umgehend eine Übernachtung bei einer befreundeten Familie. Margarete Knewitz fuhr zuerst am Abend des 11. Mai 1944 nach Memmingen zu früheren Bekannten und anschließend zu Pfarrer Stöffler nach Köngen. Dann beratschlagte Renate mit ihrer langjährigen Freundin Erica die nächsten Schritte zur Rettung der Mutter.

Erica wusste, dass sie sich an die Pfarrer der Dreifaltigkeitsgemeinde in Frankfurt wenden konnte. Pfarrer Fricke schickte die junge Erica gleich zu Vikar Welke.

Welke alarmierte die baden-württembergische Pfarrhauskette um Pfarrer Kurt Müller von der Evangelisch reformierten Gemeinde in Stuttgart. Mündlich oder per Kurier trafen sie Absprachen über die Rettung von Frau Knewitz. Jeder Brief- oder Telefonkontakt war zu riskant. Pfarrer Müller besorgte ein Ersatzdokument auf den falschen Namen „Margarete König“ und das spätere Versteck in der Nähe von Cuxhaven.

Welke plante die langwierige Reise vom Süden in den Norden. Im Zickzackweg ging es von Stuttgart zurück nach Frankfurt, dann Marburg, Göttingen, Meiningen, Nordhausen und Hamburg nach Ovelgönne. Von Fliegeralarmen unterbrochen, unter ständigem Umsteigen und aus Angst vor Kontrollen erst am späten Abend im Zug sitzend, erreichte Margarete Knewitz in Begleitung von Erica das Versteck. Bei der Schwägerin von Pfarrer Müller auf dem Gut Ovelgönne in der Nähe von Cuxhaven konnte sie die nächsten Monate bleiben.

Sie fühlte sich dort sicher im Kreise der Familie von Marschalck. Als eines Tages Wehrmachtsoffiziere auf dem Gut einquartiert wurden, erzählte sie von ihrem Mann, dem ehemaligen Rittmeister im Ersten Weltkrieg. Bevor ihr Gegenüber zu weiteren Nachfragen ansetzten konnte,

rettete die Tochter der Gutsbesitzer sie aus einem immer brenzlicher werdenden Gespräch.

Noch fünfmal wechselte Margarete Knewitz die Unterkunft – zu ihrer eigenen Sicherheit. Ende des Jahres 1944 spitzte sich die Situation unholdbar zu, und sie fuhr nach Weihnachten allein die Strecke mit elfmaligem Umsteigen zurück nach Stuttgart zu Pfarrer Müller.

Nach 1945 wollte sie über diese Zeit nie mehr sprechen. An ihrem 90. Geburtstag blieben Flucht und Untertauchen ausgespart. Sie hatte deutsch gefühlt, gedacht und gelebt und war in konventionellem Sinne evangelisch gewesen. Jüdische Lebenszusammenhänge waren ihr fremd – dies hatte ihr auch das „Deutsche Reich“ nicht aufzwingen können. Margarete Knewitz starb im 93. Lebensjahr im Jahre 1982 in Frankfurt am Main.

### **Tafel 11/12: „Nur der brennende Hass hielt einen aufrecht ...“ (Aus den Erinnerungen von Maya Rhotert)**

Maya Rhoterts Mutter war Jüdin. Die Familie führte das Schirmgeschäft am Frankfurter Liebfrauenberg. In den Pogromtagen 1938 steckten die Nazis es in Brand und beschmierten die Scheiben mit einer „Judenfratze“.

Maya schrieb bereits als Zwanzigjährige ihre Erinnerungen an die Verfolgung auf. Sie musste die Schule wechseln, wurde als „Jud“ beschimpft, konnte sich nicht mehr auf den Unterricht konzentrieren. 1943 durfte sie keinen Beruf erlernen und nicht an der Frankfurter Städelschule Malerei studieren. Die formelle Scheidung der Eltern, die Ausreise der Mutter in die Schweiz und ihr nicht-jüdisch klingender Name schützte Maya einige Zeit.

Im Herbst 1943 wandte sich ihr Vater, Dr. Carl Rhotert, an Welke und bat ihn um Rat, wie er seine Tochter schützen könne. Die Gestapo war auf ihn und die siebzehnjährige Maya aufmerksam geworden. Sie verdächtigten Maya, für eine französische Widerstandsorganisation zu arbeiten und Kurierdienste zu erledigen.

Rhotert fragte einen ihm bekannten Ingenieur um Hilfe. Der beschäftigte Maya als Sekretärin in seiner Firma. Um sie der Aufmerksamkeit der Gestapo zu entziehen, nahm er sie und einen weiteren Verfolgten Anfang 1944 in ein Zweigwerk nach Waldkirchen in Bayern mit.

Bei einer Überprüfung ihrer Papiere wurde im November 1944 ihre Kennkarte eingezogen. Sie sollte Zwangsarbeit in einem Lager in der Nähe von Passau verrichten. Nun wurde sie von dem Ingenieur in dessen Wohnung versteckt und mit Lebensmitteln versorgt. Jetzt wurde in Frankfurt zu ihrem Schutz eine Heirat mit einem Schweizer geplant. Der schweizerische Konsul in Frankfurt am Main vollzog Scheinehen christlicher Halbjuden mit Schweizer Bürgern. Als der Schweizer Verlobte in Frankfurt denunziert und verhaftet wurde, mussten die Helfer schnell handeln. Auf einem Holztransport floh Maya Rhotert aus Waldkirchen zurück in Richtung Frankfurt.

Im Februar 1945 erreichte der Treck Bad Homburg. Die amerikanischen Truppen standen bereits am Rhein. Ihr Vater und Welke hielten eine weitere Flucht nicht mehr für notwendig. Maya Rhotert blieb im Gotischen Haus in Bad Homburg versteckt, bis die Amerikaner Frankfurt befreiten.

### **Tafel 13: Nach dem Kriegsende 1945**

Direkt nach Kriegsende, im Mai 1945 heirateten Heinz Welke und Annemarie Schwander. Bis dahin wollte Welke die Frau, die er liebte, nicht durch die Ehe mit ihm gefährden, denn der Hitler-Staat praktizierte Sippenhaft.

Unmittelbar nach dem Krieg fuhr Welke nach Frankreich und wurde zu einem Pionier der deutsch-französischen Aussöhnung. Er arbeitete am Entwurf des *Darmstädter Wortes* mit, dem selbstkritischen Manifest der Bekennenden Kirche von 1947. Er engagierte sich nach 1945 in der christlichen Friedensarbeit, nahm an Ostermärschen gegen die Aufrüstung teil und half französischen Deserteuren, die nicht in den Algerienkrieg ziehen wollten. Die Uniformen wurden nachts im Dachspeicher des Pfarrhauses der Paul-Gerhardt-Gemeinde verbrannt.

In diesem Pfarrhaus gingen Judenretter und Kritiker des Kalten-Kriegs-Denkens aus vielen Ländern ein und aus. Adolf Freudenberg mit seinem Schweizer Netzwerk, die französischen Retter von CIMADE und Welke waren der Ausgangspunkt der ökumenischen Bewegung, die heute weltweit fast alle nichtkatholischen Kirchen umfasst.

Für Welke waren die Deutschen „ein Volk, das von seiner Vergangenheit noch nicht Abstand und Abschied genommen hat“. Er schwieg über seine Rettungsarbeit. Sprach ihn jemand darauf an, antwortete er mit Jesus: **„Was ihr den geringsten unter meinen Brüdern getan habt, das habt ihr mir getan.“**

Vielleicht dachte er an die Worte seines Lieblingspropheten Amos:  
„Darum schweigt, wer klug ist, in dieser Zeit, denn es ist eine böse Zeit“ (Amos 5, 13)

Heinz Welke starb am 2. November 1977 im Alter von 66 Jahren in Frankfurt am Main.



### **Martin Niemöller:**

„Als die Nazis die Kommunisten holten, habe ich geschwiegen, ich war ja kein Kommunist.

Als sie die Sozialdemokraten einsperrten, habe ich geschwiegen, ich war ja kein Sozialdemokrat.

Als sie die Gewerkschafter holten, habe ich geschwiegen, ich war ja kein Gewerkschafter.

Als sie mich holten, gab es keinen mehr, der protestieren konnte.“

### **Ein Geretteter:**

„Man kann mehr tun, als man denkt.“

### **Prof. Dr. Reiner Wiehl zu dem Ehepaar Welke:**

„ ... das Gefühl tiefster Dankbarkeit und Verehrung für einen Mann und eine Frau, die durch ihren Mut bewiesen haben, was hohe menschliche Tugend vermag, auch wenn es aussichtslos scheint“.

© für die zweite Auflage Petra Bonavita

Layout: Rolf Mütze

Frankfurt am Main 2024

### **Bildnachweise:**

Frankfurter Rundschau, Gedenkstätte Deutscher Widerstand Berlin, Studienkreis Deutscher Widerstand Frankfurt/Main, alle anderen Bilder und Dokumente von privaten Gebern.

